



universität
wien

VERSCHMELZUNG – ABWEHR – UNTERSCHIEDUNG

Eine qualitativ-empirische Untersuchung zum Beruf der
evangelischen Pfarrerin

Diplomarbeit zur Erlangung
des akademischen Grades
der Magistra der Theologie

Verfasserin: Katharina Alder

Matrikelnummer: 0106169

Studienrichtung: Evangelische Fachtheologie (A 041)

Betreuerin: O. Univ.-Prof. Dr. Susanne Heine

Wien, im November 2009

VORWORT: DANKSAGUNG

Ich danke meinen Interviewpartnerinnen und den Mitgliedern der Auswertungsgruppen für ihre Zeit, Gesprächsbereitschaft und Offenheit. Ohne ihre Beteiligung hätte ich keine empirische Untersuchung durchführen können.

Herzlichen Dank für die geduldige, aufmerksame und zugewandte Unterstützung und Begleitung an Univ. Prof. Dr. Susanne Heine und das Team des Instituts für Praktische Theologie und Religionspsychologie.

Ein besonderer Dank an meine Mutter Andrea Alder für die immer wieder notwendige und stets verfügbare sachliche und emotionale Unterstützung beim Verfassen dieser Arbeit!

Ein überaus großer Dank – für die letzten Jahre überhaupt - geht an meinen „tender circle“: meine geduldige und freundliche Partnerin, meine unterstützenden und liebevollen Eltern, meine wunderbaren, fröhlichen Geschwister, meine verlässliche und verständnisvolle Lieblingsfreundin und in verbundenem Gedenken an Kathrin Ritter.

INHALT

VORWORT: DANKSAGUNG.....	1
VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN	4
TRANSKRIPTIONSREGELN DER INTERVIEWTEXTE	5
 0. Einleitung	 6
 I. THEORETISCHER TEIL	 8
I.1. Der Pfarrberuf	8
I.1.1. Problemanzeigen	8
I.1.2. Rollenbilder	15
I.1.3. Professionalität	18
I.2. Die Pfarrerin	26
I.2.1. „Weltverbundenheit“	27
I.2.2. „Weibliches Arbeitsvermögen“	30
I.2.3. Geschlecht als soziale Konstruktion	34
 II. EMPIRISCHER TEIL - VORAUSSETZUNGEN	 37
II.1. Qualitative Forschung	37
II.1.1. Wissenschaftstheorie	40
II.1.2. Soziologische Theorie	44
II.1.3. Methodologie	49
II.1.4. Die Methode: Feinstrukturanalyse	52
II.2. Rollentheorie	57
II.2.1. Rollentheoretische Perspektiven	57
II.2.2. Zentrale rollentheoretische Begriffe	61
II.2.3. Die Rollentheorie im theoretischen Rahmen der vorliegenden Arbeit	67
II.3. Das Design der vorliegenden Untersuchung	70
II.3.1. Planungsphase	70
II.3.2. Orientierungsphase	73
II.3.3. Zyklische Hauptforschungsphase	75
II.3.4. Phase der Ergebnisdarstellung	77

III. EMPIRISCHER TEIL - ERGEBNISSE	79
III.1. Ergebnisdarstellung.....	79
III.1.1. Die soziale Rolle als Systemakteurin	80
III.1.2. Das Verhältnis zwischen personalem System und sozialer Rolle	83
III.1.2.1. Modus Verschmelzung/Diffusion	84
III.1.2.2. Modus Abwehr	86
III.1.2.3. Modus Unterscheidung.....	88
III.1.3. Spezifische Dynamiken in einzelnen Rollensegmenten	90
III.1.3.1. Rollensegment Pfarrerin – MitarbeiterInnen.....	90
III.1.3.2. Rollensegment Pfarrerin - Gemeinde	91
III.1.3.3. Rollensegment Pfarrerin – Kirche	93
III.1.4. Rollenstress.....	94
III.1.4.1. Person-Rollen-Konflikte.....	94
III.1.4.2. Inter-Rollen-Konflikte	95
III.1.4.3. Intra-Rollen-Konflikte	97
III.1.4.4. Rollenambiguität	98
III.1.4.5. Rollenstress und das Verhältnis zur Rolle.....	101
III.2. Diskussion und Interpretation der Ergebnisse	102
III.2.1. Die Ergebnisse und die Literatur zum Pfarrberuf.....	102
III.2.2. Die Ergebnisse und die Literatur zur Pfarrerin.....	108
III.3. Schlussfolgerungen und Ausblick.....	109
LITERATUR.....	112
ANHANG.....	115
Abstract.....	115
Lebenslauf	116

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

Abbildung 1:

Ebenen von Theorien in der Sozialforschung (II.1.), aus: Lamnek 2005, 48.

Abbildung 2:

Hermeneutischer Zirkel I (II.1.1.), aus: Lamnek 2005, 63.

Abbildung 3:

Hermeneutischer Zirkel II (II.1.1.), aus: Lamnek 2005, 65.

Abbildung 4:

Auswertungsschema für die Feinstrukturanalyse (II.1.4.), aus: Froschauer/Lueger 2003, 119.

Abbildung 5:

Der Forschungsprozess (II.3.), aus: Froschauer/Lueger 2003, 32.

Abbildung 6:

Personales System, Rolle und Rollensegmente in den Untersuchungsergebnissen (III.3.), von: Katharina Alder 2009.

TRANSKRIPTIONSREGELN DER INTERVIEWTEXTE

Zeichen	Bedeutung
I	Interviewerin
B	Befragte
...	Pause (ein Punkt pro Sekunde)
(schmunzelt)	Nonverbale Äußerung (in Klammer)
Mhm, ahm	Gesprächsgenerierende Beiträge oder Signale (in den Text eingefügt)
<u>Besonders</u>	Emphase (unterstrichen)
(...)	Unverständliches (ein Punkt pro Sekunde in Klammer)
(weiß ich nicht genau)	Schlecht verständlich gesprochen (vermuteter Wortlaut in Klammer)
A l s o	Gedehnt gesprochen (Buchstaben durch Leerzeichen getrennt)

0. Einleitung

Die vorliegende Arbeit dokumentiert eine qualitativ-empirische Untersuchung, die von September 2008 bis September 2009 durchgeführt wurde. Zu untersuchen war das Feld, in dem Pfarrerinnen der Evangelischen Kirche in Österreich arbeiten, in dem ihre berufliche Identität konstruiert und geformt, ausgehandelt und bearbeitet wird. Die Fragestellung zu Beginn der Untersuchung lautete „Beruf Pfarrerin – Probleme und Ressourcen?“. Im Forschungsverlauf kristallisierte sich mit dem Themenbereich der sozialen Rolle und des Verhältnisses zwischen Person und sozialer Rolle ein Schwerpunkt heraus.

Die Arbeit ist in drei große Teile mit einmal zwei und zweimal drei Unterkapiteln gegliedert. Der „Theoretische Teil“ stellt Literatur zum untersuchten Gegenstand dar, deren Kenntnis zur Einbettung und zum Verständnis der Ergebnisse der Untersuchung hilfreich ist. Das erste Kapitel des theoretischen Teils beschäftigt sich mit neuerer Literatur zum Pfarrberuf, um dessen Profil und Aufgaben in den letzten Jahrzehnten ein reger Diskurs geführt wurde und bis heute wird. Das zweite Kapitel des theoretischen Teils ist Literatur zu Frauen im Pfarrberuf gewidmet. Es werden drei verschiedene Untersuchungen beziehungsweise Ansätze vorgestellt, wobei besonderes Augenmerk auf die jeweils zu Grunde liegende Theorie zur Geschlechterdifferenz gelegt wird.

Im Mittelpunkt der beiden „Empirischen Teile“ der Arbeit steht die durchgeführte Untersuchung.

Der Abschnitt „Empirischer Teil – Voraussetzungen“ liefert Informationen zu Methodologie und Vorgangsweise sowie zur Rollentheorie, die ab einem gewissen Zeitpunkt für die Forschung relevant wurde. Im ersten Kapitel dieses Abschnitts werden Grundlagen und Voraussetzungen qualitativer Forschung thematisiert und die im Zuge der Untersuchung angewendete Methode der Auswertung qualitativer Interviews mittels Feinstrukturanalyse dargestellt. Das zweite Kapitel führt in die Theorie der sozialen Rolle ein. Hier werden zentrale Begriffe, die zum Verständnis der Ergebnisdarstellung nötig sind, erläutert und ein kurzer Überblick über grundsätzliche Fragen und Schulunterscheide in der Rollentheorie gegeben, wobei immer wieder nach dem Verhältnis der dargestellten Rollentheorien zur qualitativ-empirischen Methodologie gefragt wird. Das dritte Kapitel des ersten empirischen Teils stellt das Forschungsdesign der durchgeführten Untersuchung

vor. Die in den vier Episoden des Forschungsverlaufs, Planungsphase, Orientierungsphase, zyklische Hauptforschungsphase und Phase der Ergebnisdarstellung unternommenen Schritte und getroffenen Entscheidungen werden dokumentiert und begründet. Ziel ist, LeserInnen den Weg von der Idee des Forschungsvorhabens bis zur Darstellung der Ergebnisse mitgehen zu lassen und so die Verlässlichkeit der Ergebnisse zu stärken.

Der Abschnitt „Empirischer Teil – Ergebnisse“ ist den Ergebnissen der Untersuchung gewidmet. Zunächst werden die Ergebnisse in Form von im Lauf des Forschungsprozesses generierten Hypothesen dargestellt und anhand von analysierten Interviewpassagen veranschaulicht. Ein weiterer Schritt bringt die Ergebnisse mit der im theoretischen Teil vorgestellten Literatur zu Pfarrberuf und Pfarrerin ins Gespräch. Der letzte Teil des den Ergebnissen gewidmeten Kapitels zieht Schlussfolgerungen und macht Vorschläge zu Handlungskonsequenzen sowie zur weiteren Untersuchung des Themenbereichs.

I. THEORETISCHER TEIL

I.1. Der Pfarrberuf

Seit Jahrzehnten entsteht über den Pfarrberuf eine Fülle an Texten unterschiedlicher Genres: Empirische treten neben systematisch-theologische und soziologisch-theoretische Untersuchungen, sie entstehen im akademischen Rahmen oder im Umfeld unmittelbarer kirchlicher Praxis, von allen denkbaren Mischformen ganz zu schweigen. Die hier dargestellten Entwürfe stellen eine exemplarische Auswahl dar. Sie wurden gewählt, weil sie zu Konfrontation und Dialog mit den Ergebnissen der empirischen Untersuchung besonders gut geeignet sind und überdies die ihnen vorgängige Literatur diskutieren¹. Im folgenden Kapitel erfolgt eine reine Darstellung der Literatur, um einen Referenzrahmen für die Ergebnisse der empirischen Untersuchung zu schaffen. Die kritische Würdigung der dargestellten Entwürfe geschieht in Auseinandersetzung mit eben diesen Ergebnissen und ist im letzten Kapitel der Arbeit zu finden.

I.1.1. Problemanzeigen

Andreas von Heyl bietet in seiner Habilitationsschrift zum Thema Burnout-Syndrom und Pfarrberuf² einen Überblick über die in der bisherigen akademischen und kirchlichen Diskussion thematisierten „Belastungspotentiale“³, also Faktoren unterschiedlicher Natur (struktureller, soziologischer, innerpsychologischer...), die von Pfarrerinnen und Pfarrern beziehungsweise ihren VertreterInnen als problematisch, beeinträchtigend oder störend an ihrem Beruf empfunden werden.

Heyls Entwurf konzentriert sich stark auf den Einfluss, den Strukturen und Rollenerwartungen auf Personen haben und wenig auf das umgekehrte Phänomen, die Auswirkung von Charaktereigenschaften oder Persönlichkeitsmerkmalen auf die Wahl

¹ Um sich einen Überblick über die Vielfalt der Literatur zum Thema zu verschaffen seien die Literaturverzeichnisse der hier dargestellten Werke empfohlen.

² Heyl 2003.

³ Heyl 2003, 160ff.

eines Berufs und die Ausgestaltung der Berufsrolle⁴. Der im weiteren Verlauf des theoretischen Teils dargestellte Entwurf von Karle dient als Beispiel für eine starke Betonung der anderen Seite der Wechselwirkung zwischen Person und Berufsrolle: In ihrer Darstellung hängt praktisch alles von der korrekten Einstellung der Pfarrerinnen und Pfarrer zu ihrer Berufsrolle und einer entsprechenden Ausgestaltung ab. Die kritische Würdigung der Literatur in Auseinandersetzung mit den Ergebnissen der Untersuchung im letzten Kapitel der Arbeit wird zeigen, dass beide Ansätze bezüglich der Wechselwirkung zwischen Person und Rolle einseitig sind und jeweils eine Richtung dieser Doppelbewegung vernachlässigen.

Unter dem Stichwort „*Erwartungshorizont*“⁵ thematisiert Heyl die Kluft zwischen den in Leitbildern, Papieren von Arbeitsgruppen, praktisch-theologischen Aufsätzen und ähnlicher Literatur entworfenen Wünschen und Visionen und der erlebten, beziehungsweise auch in Umfragen erhobenen, beruflichen Realität der Pfarrerinnen und Pfarrer. Trotz des regelmäßig geäußerten „Verständnisses für die Belastungs- und Überforderungssituation der PfarrerInnen“ warten, so Heyl, die meisten Veröffentlichungen und Entwürfe mit neuen oder auch gar nicht so neuen Anforderungen, Vorschlägen zur Verhaltensänderung, Entwürfen zur Selbstinszenierung – kurz: „beklemmende[n] Forderungskatalog[en]“ auf, die, ernst genommen, weitere Belastung garantieren und an der Berufswirklichkeit der Betroffenen vorbeigehen. Als Beispiel sei die beliebte Forderung nach Abbau der Pfarrerzentrierung und verstärkter Beteiligung von Gemeinde und Ehrenamt am Gemeindealltag genannt, der laut Umfragen Kirchenmitglieder gegenüberstehen, die an einer solchen Beteiligung und Mitarbeit gar kein Interesse haben, sondern wie gehabt in bestimmten Situationen seelsorgerlich oder liturgisch „versorgt“ werden wollen.⁶

Diese teils unrealistischen Erwartungshaltungen können als Folge der immer wieder unklaren „job description“ des Pfarrberufs gesehen werden, als versuchte Antworten auf die Frage, was denn nun eigentlich ein solcher Pfarrer, eine solche Pfarrerin zu tun haben. Laut Heyl genießt der Berufsstand nach Popularitätseinbrüchen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts seit der Jahrhundertmitte zwar wieder beträchtliches Ansehen in allgemeiner und kirchlicher Öffentlichkeit, das Bild der Tätigkeit ist jedoch von obsoleten

⁴ Zur Persönlichkeitsstruktur von SeelsorgerInnen siehe zum Beispiel Baumgartner 1997, 279ff.

⁵ Heyl 2003, 160, Hervorhebung K.A.

⁶ Heyl 2003, 163-166.

Vorstellungen durchdrungen oder aber unklar.⁷ Die schon erwähnte Vielfalt der Literatur zum Pfarrberuf⁸ ist großteils dem Versuch der „Klärung von Wesen und Aufgaben der Pfarrerrolle“⁹ zuzurechnen und damit Symptom des hier von Heyl diagnostizierten „Belastungspotential[s] *diffuses Berufsbild*“¹⁰.

Als Folge des Versuchs, Erwartungshaltungen zu spezifizieren und Klarheit oder Griffigkeit in ein unklar gewordenes Berufsbild zu bringen, sind unterschiedliche Rollen und Rollenbilder¹¹ (explizit als solche definiert oder auch nicht) zu Pfarrer und Pfarrerin entstanden. Heyl problematisiert nun das Nebeneinander vieler unterschiedlicher Rollenbilder und damit verbundener Erwartungen, die an Pfarrerinnen und Pfarrer herangetragen werden, obschon sie einander oder auch der Berufsauffassung der betreffenden Personen widersprechen können¹². Die Anforderung, gleichzeitig oder auch hintereinander „zentrale kirchliche Bezugsperson“, „Stellvertreter“, „moralisches Vorbild“, „Berater“, „Repräsentant des christlichen Wertekosmos“, „Animateur, Pädagoge, Umweltschützer, Friedenskämpfer, 'Mensch wie du und ich' etc.“ zu sein, bezeichnet Heyl als „*Rollenüberfrachtung*“; den Versuch, dieser Anforderung zu entsprechen, als „Zerreißprobe“.¹³

Der Vielfalt an Rollen korreliert eine Vielfalt unterschiedlicher Aufgaben. Das „Generalistentum“ ist ein viel zitiertes Schlagwort im Zusammenhang mit dem Pfarrberuf. Heyl beschreibt vor allem den raschen und oft unstrukturierten zeitlichen Wechsel zwischen den verschiedenen pfarramtlichen Tätigkeitsformen als problematisch, „als müsste der Darsteller pausenlos von der Tragödie zum Kabarett, dann zum Drama und von dort aus über das Singspiel und die Kinderaufführung wieder zurück zur Tragödie hetzen“. Eine besondere Belastung bestünde darin, diese Wechsel nicht bewusst und absichtlich vornehmen und einer bestimmten Funktion zugehörige Aufgaben nicht abschließen zu können: „Der Tag ist in unzählige Episoden zerrissen.“ Neben die *Aufgabenvielfalt* tritt für Heyl das Belastungspotential *Aufgabenart* in Form von „mit hoher seelischer Energie

⁷ Heyl 2003, 167.

⁸ Die weiter unten behandelten Entwürfe zu Rollenbildern beziehungsweise Professionstheorie des Pfarrberufs können durchaus in diesem Rahmen betrachtet werden, wie gewissermaßen auch die Studien von Heyl oder die vorliegende Arbeit.

⁹ Heyl 2003, 167f.

¹⁰ Heyl 2003, 166, Hervorhebung K.A..

¹¹ Zum Begriff der sozialen Rolle siehe unten Abschnitt II.2., exemplarisch zu einzelnen Rollenbildern des Pfarrberufs Abschnitt I.1.2.

¹² Zu verschiedenen Formen des Rollenkonflikts siehe unten Abschnitt II.2.

¹³ Heyl 2003, 176f., Hervorhebung K.A.

besetzten Situationen“ oder auch Textproduktion unter zeitlichem und inhaltlichem Druck.¹⁴

Für diese Vielfalt an Aufgaben würden Pfarrerinnen und Pfarrer nun zu allem Übel auch noch schlecht vorbereitet: Heyl konstatiert dem Pfarrberuf im Anschluss an verbreitete Stränge der Diskussion eine „*unzureichende Ausbildung*“. Dieses Problem habe eine fachliche und eine psychologische Komponente. Fachlich gesehen seien Sprachenstudium, Exegese, Kirchengeschichte und Systematik zwar förderlich für die Fähigkeit, eigenständig theologisch zu urteilen, sie würden aber wenig helfen, „mit den Problemen, die in der Praxis des Pfarramts später auftauchen“ zu recht zu kommen. Vermisst werden die Aneignung „tiefen- und kommunikationspsychologischer, soziologischer und pädagogischer Kenntnisse und Fähigkeiten“, Vorbereitung auf die Aufgabenbereiche „‘Führen und Leiten’, ‘Mitarbeitermotivation’, ‘Public Relations’ und ‘Konfliktmanagement’“ sowie, und das besonders vehement, der „spirituelle Bereich“. Mit Aufgabenstellungen aus diesem Repertoire hätten Pfarrerinnen und Pfarrer tagtäglich zu tun und ohne entsprechende Ausbildung müsse man sich nicht wundern, wenn ihnen „das Handwerk nicht gelingt“.

Die psychologische Kehrseite dieses Zustands sieht Heyl in dem dauerhaften Gefühl, für das, was man tut, nicht eigentlich kompetent zu sein, was eine „permanente unterschwellige Brüskierung und Beeinträchtigung des Selbstwert- und Kompetenzgefühls“ bedeute.¹⁵

Besondere Aufmerksamkeit erfährt hier das „Belastungspotential *Arbeitszeit*“¹⁶. Arbeitszeitanalysen, Erhebungen und beispielhafte Wochenpläne legen wöchentliche Arbeitszeiten von bis zu 90 Stunden nahe. Es wird eingeräumt, dass das nötige Arbeitspensum im Pfarrberuf saisonalen Schwankungen (zur Weihnachtszeit mag es ganz anders aussehen als in den schulfreien Sommermonaten) unterliegt, andererseits rechneten die angeführten Beispiele mit einer Sieben-Tage-Woche ohne freien Tag und umfassten nur das pfarramtliche Pflichtpensum, ohne die Möglichkeit persönlicher Schwerpunktsetzungen oder der Verwirklichung eigener Projekte. Als besondere zeitliche (aber auch inhaltliche) Belastung wird die „Erfüllung des sog. ‘Regelstundenmaßes’“ an Religionsunterricht gesehen.

¹⁴ Heyl 2003, 178f.

¹⁵ Heyl 2003, 179-181, Hervorhebung K.A.

¹⁶ Heyl 2003, 182, Hervorhebung K.A.

An „Zeiten der Stille und Meditation, der theologischen und wissenschaftlichen Arbeit und zum Beispiel der berufsbegleitenden Supervision“ sei bei solchen Stundenplänen zum Leidwesen aller Beteiligten nicht zu denken.¹⁷

Die Kerngemeinde als hauptsächliches Arbeitsumfeld wird unter dem Titel „Belastungspotential **Organisationsdesign**“ genauerer Betrachtung unterzogen und im Hinblick auf die in Pfarrgemeinden herrschende soziale Dynamik negativ beurteilt. Zu rechnen sei mit einer Aufspaltung in unterschiedliche Lager, „eine Vielzahl zum Teil aggressiv miteinander kooperierender Interessensgemeinschaften“ mit sehr unterschiedlichen Bedürfnislagen. Zudem sei das vorherrschende soziale Milieu eines mit „oft genug regelrecht kleinbürgerliche[n] Gesichtszüge[n]“, in dem zum Zweck der Imagepflege und Selbstinszenierung gegenseitige Bestätigungen wie Währungseinheiten ausgetauscht würden. „Unter der Fassade freundlicher Geselligkeit und christlicher Nächstenliebe“ bestimmten allzu oft „Eifersüchteleien, Falschheit, Machtgerangel, denunziatorische Motive, ja manchmal sogar Erpressungsmethoden“ das Bild.

Pfarrer und Pfarrerin seien in diesem Geschehen nicht nur mittendrin, sondern zumeist im Zentrum, als Mittel- und Bezugspunkt der beschriebenen Dynamik. Besonders gravierend an diesem schon hinlänglich zermürend beschriebenen Umfeld sei die soziale Beschneidung, die zu dieser Welt gehöre. Sie betreffe nicht nur alles, was mit Sexualität zu tun hat, sondern verlange besonders die Unterdrückung jedweder Aggression. Verinnerlichte Verhaltensregeln, die immerwährend Verständnis, Freundlichkeit und Ja-sagen verlangen, machen das Arbeitsumfeld zum „Mahlwerk“, das „ernsthafte Beschädigungen“ verursachen könne.

Aufgrund dieses Klimas nehme „die Belastung der PfarrerInnen mit der Zahl ihrer MitarbeiterInnen nicht ab“, sondern zu, „Kooperationskrisen“ häuften sich und würden zu einer beträchtlichen Belastung.¹⁸

Ein zentraler Punkt im Arbeitsumfeld von Pfarrerinnen und Pfarrern ist das Pfarramt, das laut von Heyl angeführten Beobachtungen und Erhebungen oft schlecht strukturiert arbeitet, sodass Pfarrerinnen und Pfarrer zu viel Zeit für Verwaltungsarbeit, eine ihrem Beruf uneigentliche Tätigkeit, aufwendeten. Die „**Pfarramts- und Verwaltungsorganisation**“ ließe in „Leistungsfähigkeit und Effizienz [...] sehr zu wünschen übrig“. Die unzureichende Beschreibung und Klärung von Kompetenz- und

¹⁷ Heyl 2003, 185f.

¹⁸ Heyl 2003, 187-189, Hervorhebung K.A.

Verantwortungsbereichen, sowie „unstrukturierte[...] Kommunikation“ seien Ursachen und Symptome dieses Mangels. Zur Schaffung effizienter Abläufe wird „der Einsatz moderner Bürotechnik sowie eine angemessene, leistungsfördernde Büroausstattung; die Inanspruchnahme externer Dienstleister“ und eine transparente „interne Organisation der Verwaltung“ empfohlen.¹⁹

Ein problematisches „**Lohn-Leistungsverhältnis**“ wirkt als mangelnde Würdigung des eingebrachten Engagements, so Heyl. Dass das Verhältnis durchaus als problematisch empfunden wird, zeigt eine zitierte Studie aus der Evangelischen Landeskirche Hessen und Nassau, laut der nur 15% der Pfarrerrinnen und Pfarrer finden, sie würden gut entlohnt. Dazu beitragen könnte, dass die mietfreie Dienstwohnung vielfach nicht mehr als Privileg empfunden wird. Residenzpflicht und damit Wohnen am Arbeitsplatz bedeute für viele eingeschränkte Flexibilität, Öffentlichkeit, mangelnde Trennung von Beruflichem und Privatem, fehlende Grenzen.

Gemessen an der zuvor thematisierten Arbeitszeit sei auch der monetäre Lohn oft nicht zufriedenstellend, teils ergebe sich ein Stundenlohn „unter dem Gehaltsniveau ungelernter Raumpflegerinnen“. Kurzum, der „package deal“²⁰ scheine „– zumindest was die Gehaltssituation betrifft – von vielen Pfarrerrinnen und Pfarrern als nicht mehr besonders stimmig“ betrachtet zu werden.²¹

Der Pfarrberuf sei gekennzeichnet durch die Schwierigkeit, „**Arbeitserfolg**“ festzustellen, da oft überprüfbare Kriterien fehlten. Dadurch verschiebe sich die Wahrnehmung von Erfolg auf das Erleben von Beliebtheit und „gut Ankommen“. Damit werde Desinteresse, laut Heyl die Einstellung der Mehrheit der Bevölkerung zur Kirche, zu einer schwer zu verkraftenden Reaktion, die für jene, die ihre Kräfte der Kirche zur Verfügung stellen, eine „massive narzisstische Kränkung“ und „ein permanentes, im Untergrund wühlendes Gefühl des Versagens“ verursache.²²

Neben die genannten äußerlichen treten „**innerpsychische Faktoren**“, die im Pfarrberuf aufgrund der engen Verbindung von Person und Beruf besonders relevant werden können.

¹⁹ Heyl 2003, 190-192, Hervorhebung K.A.

²⁰ Siehe dazu auch unten Abschnitt I.1.3.

²¹ Heyl 2003, 193f., Hervorhebung K.A.

²² Heyl 2003, 195f., Hervorhebung K.A.

Typischerweise befänden sich viele PfarrerInnen in einem ständigen Wechsel von Allmachtswünschen und Ohnmachtserfahrungen. In ihrem „Streben [...], ein idealer Mensch (bzw. ein braves Kind)“ zu sein, entwickelten sie ein „falsches Selbst“, das von der oben schon erwähnten Unterdrückung aller aggressiven und von der Umgebung abgelehnten Emotionen bestimmt sei. Unterstützt würden sie darin von ihrer Gemeinde, die „das überhöhte Ich-Ideal der Pfarrer“ unterstütze, indem sie „eigene, unerfüllbare Größenphantasien“ auf die Person des Pfarrers projiziere. Die nur natürliche regelmäßige Enttäuschung dieses Allmachts- und Idealstrebens führe zu Erfahrungen von Ohnmacht, die wiederum Ärger und Aggression erzeugten.

Ähnlich oft anzutreffen seien bei Pfarrerinnen und Pfarrern ein ausgeprägtes Pflichtgefühl, gemischt mit einem starken Sendungsbewusstsein, ein Hang zu Selbstvorwürfen und Selbstkritik, sowie ein besonderes Bedürfnis nach Bestätigung von außen. Diese Konstellation, „über die Jahre nicht selten bis hin zur Charakterpanzerung“ verfestigt, führe zu inneren „Deformationen“ und „Verkrampfungen“.

Eine „energieabsorbierende Mischung aus Depressivität, Frustration und latenter Aggressivität“ durchziehe in der Folge als „Grundton“ die „Lebensmelodie“ vieler Pfarrerinnen und Pfarrer.

Das besonders enge Verhältnis von Beruf und persönlicher Identität, das das Pfarramt kennzeichne, berge neben Möglichkeiten auch spezielle Gefährdungen. So hätten etwa negative Erfahrungen in einem Bereich ungleich schneller als in anderen Berufen beeinträchtigende Auswirkungen auf den anderen. Besonders riskant sei die „Totalidentifikation mit der Berufsrolle“, die dazu führe, dass keine freie Zeit genommen, das Privatleben dem Beruf geopfert und der „pastorale Habitus“ praktisch nicht mehr abgelegt werde.²³

Heyls Untersuchung legt also besonderes Augenmerk auf strukturelle Probleme, sein Zugang fragt nach den Auswirkungen von Strukturen auf Personen und Möglichkeiten der Veränderung, um Personen verstärkt zu schützen. Die andere Seite der Wechselwirkung zwischen Person und Rolle, der Einfluss von Persönlichkeitsstrukturen auf Berufswahl und Rollenausgestaltung, bleibt bei ihm weitgehend unthematisiert.

²³ Heyl 2003, 196-206, Hervorhebung K.A.

I.1.2. Rollenbilder

Ein anderes Genre der Literatur zum Pfarrberuf beschäftigt sich mit möglichen (neuen) Rollenbildern für Pfarrerinnen und Pfarrer, die der gesellschaftlichen Situation entsprechen und ein ansprechendes, gesellschaftlich relevantes Berufsbild darstellen. Christian Grethlein hat 1999 in einem kurzen Artikel zwei dieser von anderen Autoren stammenden Rollenentwürfe nebeneinander gestellt²⁴. In einem Seminar zur Seelsorge und Pastoralpsychologie an der Evangelisch-theologischen Fakultät der Universität Wien im Wintersemester 2008 mit dem Titel „Mystagoge, Rabbi, Therapeut? Rollenbilder und Praxisformen von Seelsorger/innen“ wurden diese und andere Rollenbilder näher beschrieben und diskutiert. Drei dieser Rollenbilder werden im Folgenden dargestellt. Außerdem werden im Lauf des Seminars gemachte Beobachtungen, die die Auswirkungen der Arbeit mit Rollenbildern betreffen, berichtet. Eine kritische Würdigung der Arbeit mit Rollenbildern erfolgt in Konfrontation mit den Ergebnissen der empirischen Untersuchung im letzten Kapitel der Arbeit.

Das Rollenbild der *Mystagogin*, des Msytagogen oder auch der Führerin oder des *Führers ins Heilige* wird einem Entwurf von Manfred Josuttis entnommen²⁵.

Josuttis nennt den Hintergrund seiner Ausführungen phänomenologisch insofern, als er von einem selbstwirksamen Machtbereich des Heiligen ausgeht, gewissermaßen zur Sache des Heiligen selbst vordringen möchte²⁶. Keine Scheu zeigt er dabei vor der Rede von Energien und heilvollen Kräften, die „nicht erst der Zeitgeist der Gegenwart“ kenne und an deren Verankerung in biblischer Tradition und christlicher Kirchengeschichte erinnert wird²⁷.

Seine ideale Pfarrperson hat selbst ausgiebig Erfahrung mit diesem Bereich des Heiligen und ist in der Lage, andere Menschen in den Umgang damit oder gar in den Bereich selbst einzuführen: „Pfarrer und Pfarrerin führen in die verborgene und neuerdings auch verbotene Zone des Heiligen.“²⁸ Er grenzt diese Rolle von der des Priesters und von der des Propheten ab. Während der Priester stellvertretend für Andere Kontakt zum Heiligen aufnimmt, hilft die Mystagogin/der Mystagoge, selbst Kontakt herzustellen, sie oder er führt. Und anders als der Prophetin geht es dem Mystagogen/der Mystagogin nicht um die

²⁴ Grethlein 1999.

²⁵ Josuttis 1996.

²⁶ Josuttis 1996, 9.

²⁷ Josuttis 1996, 90.

²⁸ Josuttis 1996, 18.

Verbreitung, Durchsetzung oder Erinnerung an eine bestimmte Botschaft oder Lehre, sondern darum, eben jenen Kontakt herzustellen und zu pflegen. Dazu bedarf es der Kenntnis um bestimmte Techniken: „Techniken der Versenkung in der Meditation, Techniken der Sakramente in der Transformation, Techniken der Bewusstseinsweiterung in Trance und Ekstase“²⁹. Der hauptsächliche Tätigkeitsbereich einer solcherart ausgerichteten Pfarrerin, eines solcherart ausgerichteten Pfarrers, bestünde im Umgang mit „religiösen Ritualen und Symbolen“³⁰.

Mit der Forderung, eine Pfarrerin und ein Pfarrer müssten selbst schon Erfahrung in der erfolgreichen Anwendung dieser Techniken und eine gewisse Bereitschaft und Sensibilität für die Wahrnehmung der in ihnen angesprochenen Wirklichkeit haben, verbindet Josuttis Kritik an der momentanen Situation kirchlicher Berufspraxis. Diese verstecke die Realität des Heiligen, zu der sie Kontakt herstellen helfen sollte, „in, mit und unter der kirchlichen Betriebsamkeit“, sodass jene Realität nicht mehr als existent wahrgenommen und die Herstellung des Kontakts mit der Macht des Heiligen ersetzt würde durch „soziale Bezüge“ und das „Problem der Gemeindeleitung“³¹.

Das Rollenbild *RabbiNerin* zeichnet sich durch starke Bezogenheit auf die biblische Tradition und eine hermeneutische Orientierung aus. Albrecht Grözinger begründet die Angemessenheit eines solchen Rollenbildes mit der Verfasstheit der zeitgenössischen Gesellschaft und Kultur. Sie sei postmodern, also gekennzeichnet „durch die Individualisierung der Lebenswelten, durch den Verdacht gegen die großen Erzählungen und durch den Zwang zur Erfindung des eigenen Lebens“³². Diese einander bedingenden Aspekte postmodernen Lebens stelle Einzelne vor die Aufgabe, ihr eigenes tägliches Leben mit dem anderen, mit Vergangenheit, Zukunft, Kultur und Tradition in ein stimmiges Bild zu bringen und damit eine Reihe an „Interpretations- und Integrationsleistungen“ zu erbringen. Dabei tue sich eine Lücke auf, vielen fehle nämlich das dazu notwendige „Reservoir[...] an Geschichten“. In diese Lücke passten nun die Kirche und ihre Verkündigung und damit die Tätigkeit von Pfarrerinnen und Pfarrern. Zwar würden Theologie und Kirche auf weiten Strecken nicht mehr als „Vertreter einer Großerzählung“ gebraucht und akzeptiert, aber es gehe um die Vielfalt einzelner Erzählungen aus biblischer Tradition und Kirchengeschichte.³³ Diese hätten Pfarrerinnen und Pfarrer zu

²⁹ Josuttis 1996, 25f.

³⁰ Josuttis 1996, 85.

³¹ Josuttis 1996, 26.

³² Grözinger 1998, 16.

³³ Grözinger 1998, 32f.

kennen und durch die Vermittlung mit heutigen Lebenskontexten lebendig zu halten: Dem geschichtenbedürftigen Menschen sei „die Tauglichkeit [...] der biblischen Tradition inmitten der postmodernen Vielfalt der Weltanschauungen und religiösen Orientierungen [...] plausibel zu machen“³⁴. Die Rolle der Pfarrerin und des Pfarrers erscheint damit belesen, gebildet und mit der Auslegung von Texten vertraut, ein „intellektuelles Amt“, „in seiner Struktur ähnlich dem Rabbinat in der jüdischen Gemeinde“.³⁵

Die Rolle der Pfarrpersonen als *TherapeutInnen* oder *HeilerInnen* taucht immer wieder in der wissenschaftlichen Diskussion auf³⁶ und thematisiert implizit oder explizit das Verhältnis zwischen Psychotherapie und Seelsorge oder Psychologie und Theologie. So werden unterschiedliche Therapieschulen von theologischer Seite rezipiert, wobei von einer Passung therapeutischer Methoden und Ziele in das christliche Wirklichkeitsverständnis ausgegangen wird. Ein Beispiel für solche „Übersetzungen“ liefert Isidor Baumgartner, der Grundbegriffe der personenzentrierten Psychotherapie in biblischer Terminologie wiederzugeben versucht. Empathie gewinnt so neue Namen als Liebe oder Nähe, Authentizität und Kongruenz können mit Wahrhaftigkeit in Verbindung gebracht werden, Wertschätzung und Akzeptanz mit Treue und Hoffnung.³⁷

Die am Rollenbild des Therapeuten orientierte Pfarrperson erscheint therapeutisch selbsterfahren und selbstreflektiert, methodenkompetent in einer oder mehreren Therapieschulen, präsent und aufmerksam auf die verbalen und nonverbalen Botschaften anderer, einfühlsam und verständnisvoll.³⁸

Ungeachtet der jeweiligen inhaltlichen Qualifizierung der einzelnen Rollenbilder und ihrer Kritik haben die Diskussionen im oben erwähnten Seminar gezeigt, wie die Beschäftigung mit Rollenbildern *klärende und motivierende Auswirkungen* haben kann auf die Art und Weise, wie Theologiestudierende auf ihren zukünftigen Beruf blicken. Klärend insofern, als eine gedankliche Stilisierung von Rollenbildern dabei zu helfen scheint, die Tätigkeitsformen und Funktionen des Pfarrberufs voneinander zu unterscheiden und in ihrer jeweiligen Bedeutung vor Augen zu bekommen sowie jeweils angemessene Bedarfssituationen zu imaginieren und Situation und Tätigkeitsform über das Rollenbild in stimmiger Zuordnung gedanklich zu fassen. Motivierend insofern, als Rollenbilder zum

³⁴ Grözinger 1998, 136.

³⁵ Grözinger 1998, 141.

³⁶ Zum Beispiel Baumgartner 1997, Morgenthaler 2000.

³⁷ Baumgartner 1997, 537; 527; 530.

³⁸ Ergebnisse der Seminardiskussion, siehe auch die angeführten Publikationen.

einen klar zum Ausdruck bringen, was zu tun ist, und zum anderen Aufgabenbereiche als relevant formulieren – Klarheit und das Gefühl von Relevanz wirken allem Anschein nach motivierend.

I.1.3. Professionalität

Isolde Karle stellt in ihrer 2001 veröffentlichten Habilitationsschrift eine soziologisch orientierte Berufstheorie zum Pfarrberuf vor. Sie versteht den Beruf der Pfarrerin und des Pfarrers als klassische Profession neben dem von ÄrztInnen und JuristInnen und zieht entsprechende Konsequenzen.

Professionen sind dadurch charakterisiert, dass sie für die Vermittlung einer „kulturell relevanten Sachthematik“³⁹, je nach Profession zu bezeichnen mit den Schlagworten „Krankheit, Schuld und Seelenheil“, zuständig sind. Hierbei folgen sie der Struktur der funktional ausdifferenzierten Gesellschaft. Professionen repräsentieren ganze Funktionssysteme wie das Religions-, das Rechts- oder das Gesundheitssystem und sind dafür zuständig, Menschen die Teilhabe an diesen Systemen, ihre *Inklusion* in sie, zu ermöglichen. Es besteht also ein „Zusammenhang von Professionalität und Partizipation an den Funktionssystemen der modernen Gesellschaft“.⁴⁰

Im Gegensatz zu anderen Systemen regeln jene Funktionssysteme, die Professionen ausbilden, den Vorgang der Inklusion über Interaktion, über „die aufwendige Form der professionellen Betreuung“. Interaktion wird verstanden als „Kommunikation unter Anwesenden“, schließt also direkten Kontakt zwischen Personen ein. Sie ermöglicht „wechselseitige Wahrnehmung“ und „persönliches Angesprochenwerden“. Diese aufwendige Form der Inklusion ist notwendig, weil es sich bei den von den Professionen verwalteten Inhalten um heikle, um „existentielle und identitätsrelevante“ Themen handelt. Menschen können sich, wenn sie sich an Professionen wenden, in unsicheren und abhängigen Situationen befinden, was diese intensive Form der Betreuung notwendig macht: „Die existentielle Dichte [...] setzt persönliche Kommunikation und damit Interaktion voraus.“

³⁹ Karle 2001, 41.

⁴⁰ Karle 2001, 31-33.

Professionelles Handeln ist also Vermittlungshandeln, es ermöglicht ursprünglich Außenstehenden die Teilhabe an einem System und der von ihm verwalteten Sachthematik. Die dazu notwendige Interaktion ist als „dreistellige Relation“ bestimmt, sie schließt den oder die Professionelle, den Professionslaien und die zu vermittelnde Sachthematik ein.⁴¹

Karle definiert Religion im Allgemeinen und christliche Verkündigung unter zeitgenössischen Bedingungen im Besonderen als stark abhängig von *Interaktion*. „Konkrete, sinnenfällige Kommunikation unter Anwesenden“ sei für sie von kaum zu überschätzender Bedeutung. Hierbei wird an Gottesdienst und Sakrament, Gespräch und nonverbale Kommunikation gedacht, doch wird angesichts von Internetseelsorge, Rundfunkgottesdiensten und ähnlichen durch verschiedenste Medien gegebenen Möglichkeiten zugestanden, dass „Interaktionsdichte und Interaktionshäufigkeit [...] auch nicht überbewertet werden dürfen“. Es ist auch möglich, sich in distanzierterer Form und ohne direkten persönlichen Kontakt am Religionssystem zu beteiligen.

Interaktion sei riskant und ständig der Gefahr des Misslingens ausgesetzt, weswegen sie von professioneller Seite regelgeleitet und diszipliniert erfolgen müsse. „Eine pastorale Professionstheorie kann sich deshalb nicht mit der Darstellung eigener Subjektivität als Aufgabe des Pfarrers und der Pfarrerin begnügen, sondern ist herausgefordert, über die Komplexität interaktiver Verhaltensregeln, Verhaltenserwartungen und Verhaltenszumutungen aufzuklären und in diesem Zusammenhang eine differenzierte und orientierende Berufsethik zu entwickeln.“

Zentrales Ziel einer solchen Berufsethik sei die Herstellung und Beibehaltung des Vertrauens der Professionslaien gegenüber dem oder der Professionellen. Aufgrund der schon erwähnten besonderen Qualität der von Professionen verwalteten Sachthematiken ist professionelle Vertrauenswürdigkeit von besonderer Bedeutung. Für den Pfarrberuf hätten sich aus diesem Grund bestimmte Verhaltenszumutungen herausgebildet. Zu nennen sind die Amtsverschwiegenheit und das Beichtgeheimnis, die Präsenz- und Residenzpflicht, um Erreichbarkeit zu gewährleisten, sowie „Bindungen für die gesamte Lebensführung“. Letzteres berühre das System der Privatheit, insbesondere den Umgang mit Sexualität, politischem Engagement, Geld und Macht.

Eine durch Verhaltenszumutungen bestimmte Berufsethik schütze nicht nur Professionslaien und ihr Vertrauen, sondern auch Professionelle in ihrer angemessenen

⁴¹ Karle 2001, 37-41.

Berufsausübung und das Image des gesamten Berufsstandes. Daher würden grobe Verstöße sanktioniert.

Mit ähnlichen Verhaltenszumutungen seien auch die anderen Professionen konfrontiert, dies gelte „keineswegs exklusiv für den Pfarrberuf“. ⁴²

Die Institution des Amtes und die Existenz einer entsprechenden Berufsrolle sollen erwartbares Verhalten garantieren und Unsicherheit nehmen, es werden „Erwartungssicherheiten“ unabhängig von Einzelpersonen geschaffen. Es muss also im Bezug auf bestimmte erwartbare Verhaltensweisen egal sein, welcher konkreten Vertreterin, welchem konkreten Vertreter der Profession man gegenübersteht. Hierzu ist eine gewisse „Differenz von Amt und Person“ von besonderer Bedeutung. ⁴³

Karle zeichnet das reformatorische Amtsverständnis nach, um dem Einwand zu begegnen, Rollenasymmetrien und Professionalisierung widersprächen dem Gedanken des *Allgemeinen Priestertums*. Alle ChristInnen seien PriesterInnen und mit der Verkündigung des Wortes Gottes betraut. Aus zeitlichen und funktionalen Gründen sei die Abstellung einzelner Personen zum Pfarrdienst notwendig, nicht aufgrund unterschiedlicher Weihestufen oder unterschiedlicher Grade religiöser Qualifikation. „Die Betonung von Luthers Amtslehre liegt damit nachdrücklich auf der *Funktion* der berufenen Amtsträger, nicht auf ihrer persönlichen Würde oder Heiligkeit“. Das ordinierte Amt sei damit keine Gefährdung für das Allgemeine Priestertum, sondern umgekehrt ein Schutz und inhaltlich mit ihm verbunden. Indem die Amtsperson Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung „stellvertretend für alle wahrnimmt, wird der prinzipiell gleichartigen priesterlichen Berechtigung aller Rechnung getragen und der Manipulation durch anmaßende oder sich selbst darstellende Personen oder Gruppen gewehrt.“ ⁴⁴

Die Aufgabe von Professionellen liegt in der Vermittlung einer *Sachthematik*, im Fall von Pfarrerinnen und Pfarrern der christlichen beziehungsweise reformatorischen Verkündigung, theologisch gesprochen des Evangeliums. Sie nehmen dabei eine Mittlerrolle ein und stehen nicht selbst im Vordergrund, sondern vertreten die Sachthematik, zu der sie sich in der Ausübung ihres Berufes bekennen. Pfarrerinnen und

⁴² Karle 2001, 70-77.

⁴³ Karle 2001, 116, zur Verwendung des Begriffspaares „Person und Amt“ für die „Unterscheidung individueller und beruflicher Perspektiven“ siehe Karle 2001, 151 Anmerkung 379.

⁴⁴ Karle 2001, 150f.

Pfarrer können somit als Personen „hinter die Sache zurücktreten“, weil sie „nicht sich selbst“ vertreten.⁴⁵

Um diese Vermittlungsleistung erbringen zu können, ist eine fundierte Ausbildung nötig. Karle fasst den Anspruch wissenschaftlicher Qualifikation an Pfarrerinnen und Pfarrer mit dem Begriff „theologische Kompetenz“ zusammen. Diese umfasse Kenntnisse in der Interpretation christlicher Traditionen sowie aktueller kultureller Strömungen, aber auch ein „differenziertes Wahrnehmungsvermögen im Hinblick auf die Komplexität sozialer Beziehungen“ und die Beherrschung von „Kunstregeln interaktiver Kommunikation und Kontaktsteuerung“.⁴⁶

In Abgrenzung zu Eilert Herms stellt Karle fest, dass es bei theologischer Kompetenz nicht in erster Linie darum geht, eine „persönliche [...] Bejahung der verbindlichen kirchlichen Lehre“ zu erreichen.⁴⁷ Dies laufe professioneller Rollenunterscheidung entgegen; es übersehe die „Unterscheidung von Bewusstsein und Kommunikation“. Im Anschluss an Schleiermacher bestimmt Karle theologische Kompetenz stärker über die Fähigkeit zur Wahrnehmung von Differenzen, der Relativität des eigenen Standpunktes und der Prozesshaftigkeit und zirkulären Struktur jeden Vermittlungsgeschehens. Durch eine solche „komplexe Bestimmung theologisch-pastoraler Kompetenz“ könnten „Person und Amt, individuelle und berufliche Identität heilsam unterschieden werden“, was „begrenzend, orientierend und entlastend“ wirke. Dass auch das persönliche Interesse der Amtsperson an der zu vermittelnden Sachthematik eine Rolle spielt, wird eingeräumt, theologische Kompetenz sei „immer auf beides angewiesen – [...] die persönliche Frömmigkeit des Pfarrers und der Pfarrerin, und den wissenschaftlichen Geist, die Fähigkeit zur Reflexion eigener und fremder Erfahrungen“.⁴⁸

Doch kein noch so fundiertes Wissen und Können kann für jede Herausforderung professionellen Handelns konkrete Anweisungen geben. Das liege daran, dass Situationen, in denen das Handeln von Professionen gefragt ist, „prinzipiell **überkomplex**“ seien. Professionelle wissen nie alles und „häufig zu wenig“ über die Situationen, in denen sie handeln und entscheiden. Ihr berufliches Handeln ist durch die Komplexität der Sachthematik und die Interaktionsabhängigkeit der Vermittlungsleistung (und damit die Abhängigkeit von nicht steuerbaren psychischen Systemen) in einen Horizont der

⁴⁵ Karle 2001, 172f.

⁴⁶ Karle 2001, 192-194.

⁴⁷ Wobei zu fragen bleibt, wie die Ausübung des Pfarrberufs ohne eine gewisse persönliche Übereinstimmung mit der kirchlichen Lehre vorstellbar sein kann.

⁴⁸ Karle 2001, 195-200.

Ungewissheit gestellt: sie können selten vorhersagen, was herauskommen wird, wenn sie auf eine bestimmte Art und Weise handeln. Dies mache die mechanistische Anwendung von Regeln in der professionellen Praxis schwierig und fordere stattdessen die Kenntnis von Kunstregeln, Intuition und Einfühlungsvermögen. Ähnlich wie Heyl⁴⁹ stellt auch Karle fest, dass die überkomplexe Verfasstheit professionellen Handelns die Anwendung der „Kategorien des Erfolges oder Misserfolges“ erschwere. Es ist also immer wieder nicht mit Sicherheit zu sagen, ob eine Intervention gelungen ist oder nicht.

Von hier aus interpretiert Karle das „in der pastoraltheologischen Literatur vielfältig beklagt[e]“ Gefühl der Überforderung von Pfarrerinnen und Pfarrern. Überkomplexität gehöre zur Struktur professionellen Handelns und AmtsträgerInnen wären gut beraten, mit den „Mehrdeutigkeiten in ihrem Beruf leben zu lernen“ und die „Grenzen ihrer Leitungskompetenz“ gelassen hinzunehmen. Ähnlich wie Heyl⁵⁰ warnt sie davor, diese Begrenztheit durch „noch mehr“ bewältigen zu wollen; allerdings bezieht Heyl dieses „noch mehr“ vor allem auf Arbeitseinsatz und Anstrengung, Karle aber auf die Erlangung von mehr Wissen und Bildung, Zusatzqualifikationen und ähnlichem.⁵¹

Auch das Phänomen der Vielfalt an Aufgaben, das in der einschlägigen Literatur unter den Stichworten „Rollendiffusion“, „Universaldilettantismus“ oder auch – siehe Heyl⁵² – „diffuses Berufsbild“ behandelt und problematisiert wird, interpretiert Karle als direkte Folge der professionellen Typik des Pfarrberufs. Die „**Generalistenrolle**“ sei kein Übel, sondern wahre die Kontinuität der professionellen Bezugsperson und signalisiere Zuständigkeit und Bereitschaft zur Verantwortungsübernahme.⁵³ Nicht zunehmende Spezialisierung sei gefragt, sondern das Wahrnehmen der „gegebene[n] Diffusität“ als „soziale Realität und Herausforderung“. Dies würde bedeuten, dass Pfarrerinnen und Pfarrer als „spezifische Generalisten im Hinblick auf ihre professionell-theologische Kompetenz“ die vielfältigen Situationen, die ihnen in ihrem Berufsalltag begegnen, auf dasjenige hin abklopfen, das ihrem Können und ihren Aufgabenstellungen zugänglich ist, mit Karle „die religiösen Implikationen und Interessen [...] eruieren“ und „aktiv eine Distanzüberbrückung im Hinblick auf die christliche Sachthematik“ versuchen.⁵⁴

⁴⁹ Siehe oben Abschnitt I.1.1., „Arbeitserfolg“.

⁵⁰ Siehe oben Abschnitt I.1.1.

⁵¹ Karle 2001, 201-207.

⁵² Siehe oben Abschnitt I.1.1., „Diffuses Berufsbild“.

⁵³ Karle 2001, 233-236.

⁵⁴ Karle 2001, 239-241.

Auch **Ortsgemeinde** und Residenzpflicht werden von Karle gegenüber aller Kritik verteidigt und als der professionellen Aufgabe gemäß interpretiert. Dies geschieht mit zum Teil schon bekannten Begründungen: Vertrauen und Niederschwelligkeit durch persönliche Bekanntschaft, personale Kontinuität, kurze Wege, Überschaubarkeit. Darüber hinaus berge die Ortsgemeinde die Chance, „kleine authentische Öffentlichkeit[...]“ zu sein, die eine „für Differenzen sensible Gleichheit“ praktiziere. Diese Qualifizierung der Ortsgemeinde als „Differenzen pflegende authentische Öffentlichkeit“ unterscheidet sich nun äußerst stark von Heyls Beschreibung gemeindlicher Sozialdynamik⁵⁵, ja, steht ihr diametral gegenüber und wirkt auf ihrem Hintergrund etwas idealisierend.⁵⁶

Mithilfe systemtheoretischer Ausführungen verwehrt sich Karle gegen die Gewohnheit, von **Kirche und Gesellschaft** oder Gemeinde und Öffentlichkeit als Gegensätzen zu sprechen. Nach der Theorie funktionaler Ausdifferenzierung vollzieht sich Gesellschaft in nichts anderem als Einzelsystemen, von denen jedes „eine gesamtgesellschaftliche Universalkompetenz für die eigene Funktion wahrnimmt“. Das Religionssystem mit seiner Funktion der Deutung existenzieller Gegebenheiten und der Vermittlung von „Sinnvertrauen“ sei damit ein System neben vielen anderen, in dem sich nicht mehr und nicht weniger als in diesen anderen Systemen Gesellschaft vollziehe. So sei auch auf die Kirche als „Organisationssystem, das sich dem Religionssystem zuordnet, Teil und nicht Gegenüber der Gesellschaft“.⁵⁷

Die „Fremdheit und Randständigkeit“, die Pfarrerinnen und Pfarrer erleben oder die von ihnen behauptet wird, entspreche nicht der Anerkennung und Sympathie, die ihnen erwiesenermaßen entgegengebracht würden. Allenfalls könnten diese Gefühle der Fremdheit in der zeitlichen, kulturellen und sprachlichen Distanz zu heutigem Erleben begründet sein, die die Sachthematik, zu deren Vermittlung sie sich verpflichtet haben, immer wieder aufweist. Ein weiteres Mal⁵⁸ schließt Karle: „Diese Art der Fremdheit, die mit der Sache selbst zu tun hat, ist keineswegs zu bedauern, sondern in ihren Chancen und Möglichkeiten zu nutzen und zu bejahren.“⁵⁹

Neben den bisher beschriebenen Charakteristika ist eine besonders hohe berufliche **Autonomie** für die Professionen typisch. Sie hängt mit der möglichst unbelasteten

⁵⁵ Siehe oben Abschnitt I.1.1., „Organisationsdesign“.

⁵⁶ Karle 2001, 243-247.

⁵⁷ Karle 2001, 254-258.

⁵⁸ Siehe ihre ähnliche Conclusio zu den Themen Überkomplexität, Generalistentum oder Ortsgemeinde.

⁵⁹ Karle 2001, 263-265.

Verpflichtung auf die jeweilige Sachthematik zusammen. Pfarrerin und Pfarrer sollen „mutig, unabhängig und frei die Sache des Evangeliums [...] vertreten“ können und sind deshalb in ihrer Berufsgestaltung weitgehend selbständig und eigenverantwortlich.⁶⁰ Diese „innere wie äußere Unabhängigkeit“ ist auch und gerade im Bezug auf die Gemeinde und ihre Erwartungshaltungen wichtig. Um hier sachlich und reflektiert selbstständige professionelle Entscheidungen treffen zu können, sei es „unabdingbar, dass Pfarrerrinnen und Pfarrer genügend Distanz zur Gemeinde wahren“. Dazu gehöre auch, dass „Fehler und Irrtümer [...] nur bedingt nach außen transparent werden sollten, um das Vertrauen von Gemeindegliedern nicht unnötig zu erschüttern“. Die Pfarrperson befindet sich damit in einer doppelt bestimmten, gewissermaßen ambivalenten Position wieder. Sie soll GleicheR unter Gleichen in einer christlichen Gemeinschaft sein und doch professionell, das heißt durch Rollenasymmetrien bestimmt, agieren: „Der Pfarrer und die Pfarrerin ist deshalb sowohl als Gegenüber als auch als Teil der Gemeinde zu begreifen.“⁶¹

VertreterInnen von Professionen sind an eine relativ weit reichende Berufsethik gebunden, können aber im Gegenzug nach Absolvierung der einschlägigen Ausbildung mit ziemlicher Sicherheit mit der Aufnahme in ein Dienstverhältnis rechnen. Dieser „Zusammenhang von Freiheitsverzicht und institutioneller Inklusion“ wird „*package deal*“⁶² genannt. Er berühre das Vertrauensverhältnis zwischen Professionellen und ihren ArbeitgeberInnen, zwischen Pfarrerrinnen und Pfarrern und Kirchenleitung. Erweise die Kirche sich als zuverlässige Arbeitgeberin was Übernahme in den kirchlichen Dienst und Anstellungsformen betrifft, seien auch Pfarrerrinnen und Pfarrer bereit, die ihnen zugestanden Privilegien⁶³ „zum Wohle der Kirche und nicht für ihre Selbstverwirklichungsbedürfnisse“ einzusetzen. Dass die unterschiedlichen Kirchenleitungen in Deutschland obiges zunehmend nicht mehr täten, sei mit Grund dafür, dass Pfarrerrinnen und Pfarrer „ihre Leistungen nicht adäquat anerkannt“ sähen, die „professionsethische Verhaltenserwartung der Erreichbarkeit“ nicht mehr akzeptierten und praktizierten und „ihre freien Tage und ihre Abgrenzungstechniken kultivierten“.⁶⁴

Dabei sei dieses Verhalten einem befriedigenden Berufsleben und psychischer Gesundheit genauso wenig zuträglich wie das gegenteilige Problem der mangelnden Distanz: „Wer in permanent negativer Abgrenzung lebt und arbeitet, wird innerlich genauso ausbrennen, wie

⁶⁰ Karle 2001, 265-266.

⁶¹ Karle 2001, 270-272.

⁶² Siehe auch Heyl, oben Abschnitt I.1.1. „Lohn-Leistungsverhältnis“.

⁶³ Deren Existenz Heyl im Grunde bestreitet; siehe oben abschnitt I.1.1. „Lohn-Leistungsverhältnis“.

⁶⁴ Karle 2001, 274-277.

diejenige, die meint, prinzipiell unersetzlich zu sein.“ Wesentlich für einen funktionierenden package-deal seien „Formen der sozialen Anerkennung“ und dass die eigene Tätigkeit als „sozial bedeutsam“ erlebt werde.⁶⁵

Bezüglich der Bestimmung des Verhältnisses von *Person und Amt* im Pfarrberuf macht Karle in der neueren Diskussion drei Tendenzen aus: Identifikation von Person und Amt bei der die Persönlichkeit das bestimmende Element ist, Identifikation von Person und Amt bei der die Berufsrolle bestimmt und strikte Trennung von Person und Amt.

Karle begrüßt, dass jene Entwürfe, die die Bedeutung der Persönlichkeit der Pfarrerin und des Pfarrers für die Berufsausübung betonen, die zentrale Stellung von „persönlicher Begegnung“ und „Glaubwürdigkeit“ für den Pfarrberuf erkennen. Allerdings würden sie die „soziale Bedingtheit von Personalität“ übersehen. Persönlichkeit sei nicht, wie solche Entwürfe nahe legten, ein in Unabhängigkeit vom Außen bestehender Kern, sondern gestalte sich prozesshaft in sozialen Bezügen. Pfarrerrinnen und Pfarrer sollten sich also darüber im Klaren sein, dass sie in ihrem beruflichen Umfeld als BerufsträgerInnen agieren und wahrgenommen werden und dass „die pastorale Situation selbst weitgehend den Rahmen für das individuelle Verhalten“ vorgibt. Karle möchte Person und Amt aus ihrer „Konkurrenzstellung [...] befreien und präziser als wechselseitiges Steigerungsverhältnis“ beschreiben, bei dem „beide Seiten voneinander profitieren“.⁶⁶

Karle wählt den oben skizzierten Entwurf von Josuttis als Beispiel für einen Vorschlag, der die „totale Verschmelzung von Person und Amt“ propagiere, wobei das Amt dominiere. Hier trete die „Individualität des Geistlichen ganz in den Hintergrund“. Gleichzeitig attestiert Karle dem Entwurf eine Personalisierung sozialer Prozesse sowie „Überforderung und eine stark idealisierte und narzisstische Selbstüberhöhung“⁶⁷.

Beide Akzentuierungen der „einheitliche[n] Totalrolle“ würden zunehmend als unangemessene Forderung empfunden und mit sachgerechten Gründen zurückgewiesen. Trotzdem will Karle auch Entwürfen, die das „Ideal der integrierten Persönlichkeit und der vorbildhaft integrierten Existenz“ verabschieden möchten und eine „klare Trennung von Amt und Person“ befürworten, nicht zustimmen. Zwar sei die „Unterscheidung von Person und Werk, von individueller und beruflicher Lebenspraxis [...] grundlegend für eine reflektierte Ausübung des geistlichen Amtes“, doch bedeute dass nicht, das

⁶⁵ Karle 2001, 280f.

⁶⁶ Karle 2001, 311-315.

⁶⁷ Eine Klärung dieser stark psychologisierenden Begriffe findet sich bei Karle nicht.

AmtsträgerInnen auf einen ihre Glaubwürdigkeit stützenden Lebenswandel (für den sich die Kriterien „im Zuge gesellschaftlichen Wandels“ änderten) verzichten könnten.⁶⁸

So hätten Pfarrerinnen und Pfarrer ihre persönlichen Geschmacksurteile und Befindlichkeiten, „subjektive Gesinnung“ und „privaten Lebensstil“⁶⁹ aus ihrer beruflichen Tätigkeit auszuklammern, gleichzeitig könnten sie sich „bei der Gestaltung der Freizeit und den Ansprüchen des Privatlebens nicht mit einem Angestellten im Baumarkt vergleichen“.⁷⁰

1.2. Die Pfarrerin

Aus der bestehenden Literatur zu Frauen im Pfarrberuf⁷¹ werden hier solche Untersuchungen und Entwürfe vorgestellt, die bezüglich ihres Blicks auf die Geschlechterdifferenz markante Punkte darstellen und sich darin voneinander unterscheiden, sodass in Abgrenzung und Vergleich eine Positionierung der vorliegenden Arbeit⁷² möglich wird.

Es wird sich zeigen, dass der Blick auf die Geschlechterdifferenz im Wesentlichen auf zwei Arten geschehen kann, je nachdem, welche Linie feministischer Tradition im Hintergrund steht: Während die beiden zuerst behandelten Entwürfe von Wagner-Rau und Enzner-Probst in der Tradition des Differenzfeminismus stehen, ist der zuletzt behandelte Entwurf von Karle dem Egalitätsfeminismus zuzuordnen.⁷³ Die differenztheoretische Tradition sieht die Differenz zwischen Männern und Frauen als natürlich und unabänderlich gegeben an und sieht in einer Aufwertung und Erstarkung der weiblichen Seite das feministische Ziel. Die gleichheitstheoretische Tradition des Feminismus lehnt einen ontologischen Begriff von Weiblichkeit ab und proklamiert einen „für beide Geschlechter gültigen Begriff des Menschen“⁷⁴, um gleiche Rechte für alle einzufordern.

⁶⁸ Karle 2001, 317-322.

⁶⁹ Karle 2001, 372.

⁷⁰ Karle 2001, 326.; zur Kritik dieser Schieflage in Karles Entwurf siehe unten Abschnitt III.2.1.

⁷¹ Zur Orientierung seien auch hier die Literaturverzeichnisse der besprochenen Werke empfohlen.

⁷² Siehe unten Abschnitt II.3.

⁷³ Zu Einordnung, Unterscheidung und Vergleich dieser beiden Strömungen siehe Heine 2000, 9ff.

⁷⁴ Heine 2000, 22.

I.2.1. „Weltverbundenheit“

Ulrike Wagner-Rau legte 1992 eine „Studie zur pastoralen Identität von Frauen“⁷⁵ vor, die nicht empirisch vorgeht, sondern versucht, ausgehend von einem bestimmtem Verständnis der Geschlechterdifferenz, wichtige Linien im Selbstverständnis von Frauen im Pfarrberuf und dessen Entwicklung und Veränderung unter zeitgenössischen Bedingungen nachzuzeichnen.

Sie stützt sich dabei auf eine Variante *psychoanalytischer Interpretation der Geschlechterdifferenz*.⁷⁶ Diese nimmt die frühe Zweierbeziehung zwischen Mutter und Kind als zentral für die Persönlichkeitsentwicklung an, da in der westlichen Kultur hier die ersten Erfahrungen mit der Abgrenzung von anderen und der Aufnahme von Objektbeziehungen gemacht werden und damit der „komplexe Prozeß der Differenzierung“, der „die primäre Symbiose verwandelt und auflöst“, vollzogen wird. Voraussetzung für die Aufnahme gelingender Objektbeziehungen durch das Kind sei die Erfüllung des ursprünglichen Wunsches nach vorbehaltlosem und unbedingtem geliebt und angenommen Werden. Indem die Mutter die Bedürfnisse ihres total abhängigen Kindes wahrnimmt und adäquat beantwortet, ermögliche sie es dem Kind, „sie zunächst illusionär als Teil seiner selbst“ zu empfinden. Dies bewahre vor den Bedrohungen der Abhängigkeit und ermögliche eine Sicherheit, auf deren Basis in Folge Objektbeziehungen eingegangen werden könnten.

Im Prozess der „Besetzung des Selbst“ reagiere das Kind auf Erfahrungen der Frustration des Wunsches nach Symbiose mit dem Aufbau eines „Größen-Selbst“ sowie einer „idealisierten Elternimago“. In einem gelingenden weiteren Entwicklungsprozess werden diese in eigene innere Strukturen integriert und in ein realistisches Selbstwertgefühl umgewandelt. Hier bestünde der unerlässliche Beitrag der primären Bezugsperson darin, dass sie „sich von ihrem Kind narzisstisch gebrauchen lässt, d.h. sein Größen-Selbst durch Bewunderung bestätigt und stützt und die Idealisierung der eigenen Person zulässt“.⁷⁷

Nun spiele die Tatsache, dass in unserem Gesellschaftssystem „fast ausschließlich Frauen“ die Rolle der primären Bezugsperson einnehmen, eine wesentliche Rolle. Erstens präge ein

⁷⁵ Wagner-Rau 1992.

⁷⁶ Wagner-Rau bezieht sich dabei auf die Arbeit von Nancy Chodorow; psychoanalytische Interpretationen der Geschlechterdifferenz, die nicht dem Differenzfeminismus zuzuordnen sind, finden sich etwa bei Karin Horney oder Irene Fast (genaue Angaben siehe Literaturverzeichnis).

⁷⁷ Wagner-Rau 1992, 56-58.

„gesellschaftlicher Kontext, in dem Frauen gegenüber Männern abgewertet werden“, die Art und Weise, wie Mütter auf den Prozess der Selbstbesetzung ihrer Söhne und Töchter reagierten, zweitens hätten Buben und Mädchen damit unterschiedliche Voraussetzungen, was die Fähigkeiten zu Unterscheidung einerseits und Beziehung andererseits betrifft. Darin, dass „dem Jungen der potentiell Gleiche, dem Mädchen der Unterschiedene“ fehle, lägen „die emotionalen Wurzeln der immer wiederkehrenden Rollenfestschreibung der Geschlechter“.⁷⁸

Die *psychische Entwicklung des Mädchens* sei massiv dadurch beeinflusst, dass Mütter tendenziell Schwierigkeiten hätten, sich von ihren Töchtern zu unterscheiden und ihnen „Separatheit“, „ausreichende Akzeptanz eigener Bedürfnisse“ und „ausreichende Unabhängigkeit“ zu gewähren.

Außerdem behalte das Mädchen im Gegensatz zum Buben die primäre Beziehung zur Mutter - „der abwesende Vater ist zu gering besetzt, als dass er diese Bindung ablösen könnte“. Trotzdem wende sich das Mädchen dem Vater zu, um sich „aus der Abhängigkeit von der Mutter zu befreien“; die Trennung von der Mutter bleibe auch im weiteren Entwicklungsprozess zentrales Thema für das Mädchen. Die Beziehungsaufnahme zum Vater geschehe, „ohne dass ein Objektwechsel stattfindet“, die Liebe zum Vater sei damit nicht so überwältigend und bedrohlich, dass sie verdrängt werden müsse und das Mädchen finde sich in einem „außerordentlich komplexen Beziehungsgeflecht“ wieder, das bis ins Erwachsenenalter bearbeitet werde.⁷⁹

Aufgrund dieses Entwicklungsgeschehens sei nun die *Persönlichkeitsstruktur von Frauen* dadurch bestimmt, dass sie stark auf Beziehungen konzentriert und offen für „die Bedürfnisse und Gefühle anderer“ sowie für Körpererfahrung seien. Sie behielten sich „die Verbundenheit zur äußeren und die Bezogenheit auf die innere Objektwelt“⁸⁰ und entwickelten „Weltverbundenheit“ als „grundlegende[s] weibliche[s] Selbstgefühl“⁸¹.

Die Kehrseite seien verletzte Ich-Grenzen, Probleme mit „Abgrenzung und Unterscheidung von anderen“ und der Identifikation von „eigene[m] Wollen“ und „eigenen Bedürfnisse[n]“⁸².

⁷⁸ Wagner-Rau 1992, 58f.

⁷⁹ Wagner-Rau 1992, 60-63.

⁸⁰ Wagner-Rau 1992, 63.

⁸¹ Chodorow 1985, 220.

⁸² Wagner-Rau 1992, 69.

Die *Entwicklung des Jungen* sei beeinflusst von der „isolierten Rolle der Hausfrau und Mutter“, die den Jungen früh als separiert von sich betrachten wolle und deshalb die Differenzierung fördere. Die „ausschließliche Mutterbeziehung“ und später die ödipale Liebe zur Mutter seien für den Sohn bedrohlich und würden „radikal verdrängt und damit auch die präödipale Bindung an die Mutter und ihre Gefühlswelt“. Der Bub erreiche damit die Adoleszenz anders als das Mädchen „in einem Zustand der Unabhängigkeit“, aber in der „Bandbreite seiner Beziehungsmöglichkeiten [...] deutlich verringert“. Entsprechend stelle sich die *Persönlichkeitsstruktur des Mannes* dar: Die frühkindliche Beziehungswelt und ihre Gefühle seien verdrängt, er konstituiere seine Identität in Abgrenzung und Unterscheidung. Damit ergeben sich Unabhängigkeit als Stärke, mangelnder Zugang zu Gefühlen und Körpererfahrung als Schwächen.⁸³

Nachdem „Fragen der Identität [...] einen religiösen Bezug“⁸⁴ hätten und Pfarrerinnen sich mit ihrer Persönlichkeitsstruktur in ihr berufliches Umfeld einbrächten, hätte diese Entwicklungsgeschichte Folgen für die Situation von Frauen im geistlichen Amt. Unterstützt durch die Erkenntnisse von Frauenbewegung und feministischer Theologie würden sie die „Frauenfeindlichkeit“⁸⁵ in den biblischen und kirchlichen Traditionen erkennen und sich auf einen Prozess des „Abschied[s] und Aufbruch[s]“⁸⁶ einlassen. Sie machten sich auf die Suche nach weiblichen Gottesbildern in der Bibel, die mehr Nähe zu Körpererfahrung und Naturverbundenheit zuließen⁸⁷ oder auf die Suche nach der Göttin⁸⁸, sie suchten sich mit biblischen Frauengestalten und deren Gefühlswelt zu identifizieren⁸⁹, legten mehr Augenmerk auf die Zusammenhänge zwischen „Körpersprache, Sexualität und Spiritualität“⁹⁰ und Wert auf partizipatorische Gemeindestrukturen⁹¹.

Wagner-Rau geht also davon aus, tendenziell sagen zu können, wie Frauen und Männer jeweils 'sind'. Sie denkt eine *grundsätzlich gegebene Differenz* zwischen Frauen und Männern, auch wenn sie deren momentane Ausgestaltung als „historisch bedingt und darum auch historisch wandelbar“⁹² betrachtet. Ihr Ziel ist also nicht die Aufhebung von

⁸³ Wagner-Rau 1992, 64-69.

⁸⁴ Wagner-Rau 1992, 69.

⁸⁵ Wagner-Rau 1992, 34.

⁸⁶ Wagner-Rau 1992, 133.

⁸⁷ Wagner-Rau 1992, 157f.

⁸⁸ Wagner-Rau 1992, 164f.

⁸⁹ Wagner-Rau 1992, 76.

⁹⁰ Wagner-Rau 1992, 128.

⁹¹ Wagner-Rau 1992, 180ff.

⁹² Wagner-Rau 1992, 71.

Dichotomien im Geschlechterverhältnis, sondern eine andere Ausgestaltung der Differenz. Nach ihr geht es für Frauen darum, „‘die anderen’ zu bleiben, ohne sich damit zu ‘zweiten’ machen zu lassen“⁹³.

Dieser Blick auf die Geschlechterdifferenz scheint auf zwei Linien problematisch. Einmal ist die Frage, ob es tatsächlich berechtigt ist, so verallgemeinernd über geschlechtsunterschiedliche Persönlichkeitsstrukturen zu sprechen oder ob es sich dabei nicht um eine Festschreibung einengender Klischees handelt. Konsequenterweise folgt auch der Beschreibung, wie Frauen sind, immer wieder die Beschreibung dessen, was sie daher tun und durchleben „müssen“, etwa „innere Unabhängigkeit gewinnen und damit den Mut, sich zu unterscheiden, Konflikte anzuzetteln, unbekannte Wege zu beschreiten, vielleicht einsam zu sein“⁹⁴. Wagner-Rau gesteht zu, dass es „viele Ausnahmen geben wird“, bleibt aber dabei: „trotzdem bleibt es richtig, Frauen und Männer in unserer Gesellschaft tendenziell so zu charakterisieren“.⁹⁵ Wenn auch viele der aufgeführten Beobachtungen und Interpretationen plausibel scheinen und emanzipatorischer Absicht dienen sollen, ist es doch problematisch, stark stereotypisierende Annahmen als theoretische Grundlage für wissenschaftliche Tätigkeit zu wählen.

Die zweite Linie betrifft Wagner-Raus Annahme von einem naturgegeben binär strukturierten Geschlechterverhältnis. Ist auch die momentane Unterschiedenheit von Männern und Frauen umzugestalten, ist für sie doch klar, dass sich die Menschheit immer in zwei notwendig unterscheidbaren Hälften bewegen wird, dass „Pastorinnen anders sind, auch anders sein müssen, als ihre Kollegen“⁹⁶. Warum das so sein muss, wird nicht begründet; die soziale Konstruktion von Geschlechtlichkeit wird zwar in einer ‚Light-Variante‘ anerkannt, aber nicht konsequent bis zur Dekonstruktion der Idee zweier naturgemäß unterschiedlicher und komplementärer Geschlechter weiterverfolgt.

I.2.2. „Weibliches Arbeitsvermögen“

Anders geht Brigitte Enzner-Probst in ihrem 1995 erschienenen Buch⁹⁷ vor. Sie möchte sich nicht, wie Wagner-Rau, auf „innerpsychische[...] Prozesse und Konsequenzen für die

⁹³ Wagner-Rau 1995, 34.

⁹⁴ Wagner-Rau 1992, 134.

⁹⁵ Wagner-Rau 1992, 68f.

⁹⁶ Wagner-Rau 1992, 206.

⁹⁷ Enzner-Probst 1995.

Pfarrerinnen selbst“ konzentrieren, sondern den „strukturell wirksamen Ausschlussmechanismen“ und ihren Auswirkungen auf Frauen im Pfarrberuf auf die Spur kommen. Dazu geht sie einerseits empirisch vor und präsentiert „narrative Interviews“⁹⁸ mit Pastorinnen, andererseits legt sie der Interpretation ihrer Ergebnisse eine sozialpsychologische Theorie zugrunde, die die Bedeutung der Geschlechterdifferenz im Berufsleben thematisiert.⁹⁹

Dieses während der 1980er Jahre entwickelte theoretische Modell geht von der Beobachtung aus, dass „Frauen trotz kontinuierlicher Verbesserung der Bildungschancen weiterhin im beruflichen Sektor benachteiligt werden“ und versucht, Gründe dafür zu finden.

So würden Buben und Mädchen über geschlechtsspezifische Sozialisation an unterschiedliche Arbeitsbereiche herangeführt und entwickelten dadurch unterschiedliche spezifische Fähigkeiten und Fertigkeiten. Diese Arbeitsbereiche werden mit den Begriffen „Berufsarbeit und Hausarbeit“ bezeichnet und als „voneinander getrennte, sich aber wechselseitig bedingende und gesellschaftlich notwendige Formen von Arbeit“ definiert.

Das sich so entwickelnde „*weibliche[...]* Arbeitsvermögen“ wird dem familiären Bereich zugeordnet. Unverkennbar ähnlich der psychoanalytischen Beschreibung weiblicher Persönlichkeitsstruktur zeichnet es sich aus durch die Fähigkeit, mit Gefühlen umzugehen, zu kommunizieren und Beziehungen zu pflegen, sowie das „Zurückstellen der eigenen Interessen, die Fähigkeit, Verschiedenes zu verbinden“ und einen Umgang mit der eigenen Arbeitszeit, der nicht die Stunden zählt.

Dieses spezifische Arbeitsvermögen hätte sich aufgrund der gesellschaftliche Zuordnung von Frauen zum reproduktiven Bereich entwickelt und habe „als Ergebnis weiblicher Sozialisation für die Gesellschaft offenbar einen bestimmten Nutzen“.¹⁰⁰

Dagegen würden Buben in den Bereich der Berufsarbeit hineinsozialisiert. Im Gegensatz zur Hausarbeit fände hier ein Tausch von Arbeit und Entlohnung beziehungsweise Prestige statt. Diese Abstraktion hätte notwendigerweise verstärkte Konkurrenz zur Folge. Die hier verlangten und deshalb von Buben entwickelten Fähigkeiten werden dem ‚weiblichen Arbeitsvermögen‘ komplementär und der psychoanalytischen Bestimmung der männlichen Persönlichkeit parallel beschrieben. So zeichne sich das „*männliche[...]*

⁹⁸ Von einer besonderen Auswertungsmethode wird nichts erwähnt.

⁹⁹ Enzner-Probst 1995, 19f.

¹⁰⁰ Enzner-Probst 1995, 20-24.

Arbeitsvermögen“ aus durch „Durchsetzungsfähigkeit, Härte sich selbst und anderen gegenüber und die Fähigkeit zur Abstraktion in den Arbeitsvollzügen“. Zeit werde hier als ein zu berechnender und zu verkaufender Faktor behandelt, Konkurrenz sei allgegenwärtig. Die geschlechtsspezifische Aufteilung dieser beiden Bereiche zwinge nun Frauen so wie Männer, den jeweils anderen Bereich zu vernachlässigen und setze sich um in „tief verankerte Persönlichkeitsstrukturen, ‘männliche’ versus ‘weibliche’ Lebenspläne und -wege, Fähigkeiten und Unfähigkeiten, Eignungen und Neigungen, biographische Zwänge und Ziele.“

Das ‘weibliche Arbeitsvermögen’, für den Bereich der Hausarbeit das perfekte Werkzeug, stehe Frauen nun im Weg, sobald sie sich dem Bereich der Berufsarbeit zuwendeten, weil es als „Defizit an Durchsetzungsfähigkeit“ oder „Vermeiden von Konkurrenzsituationen“ wahrgenommen werde. Daher wähle eine große Zahl der berufstätigen Frauen Berufe, die in der Nähe des ‘weiblichen Arbeitsvermögens’ angesiedelt sind. Da sie aufgrund dieses spezifischen Vermögens auch für genau diese Berufe gebraucht würden, würden Frauen „‘doppelt vergesellschaftet’“.

Die wenigen Frauen in „frauenuntypischen Berufen“ und Leitungspositionen seien besonderen Spannungen ausgesetzt und bekämen die „Antagonismen der beiden Lebensbereiche“ stark zu spüren. Zu dieser „Minderheitengruppe“ werden auch Pfarrerinnen gezählt.¹⁰¹

Wie auch Wagner-Rau sieht Enzner-Probst in einer Neu- und Umgestaltung der Verhältnisse innerhalb der binären Differenz das Ziel. Sie fragt: „Gibt es gegenüber männlicher Berufsbiographie eine Deutungsmöglichkeit spezifisch weiblicher Lebensmuster, die nicht von vornherein als defizitär abgestempelt wird?“

Eine zentrale Aufgabe für Theologie und auch für die einzelne Pfarrerin im Amt sieht Enzner-Probst darin, die Gemachtheit gesellschaftlicher Geschlechterrollen und **Leitbilder** zu erkennen und zu erläutern. Sie ermutigt Frauen im Pfarrberuf, sich von bestimmten „alten, lähmenden und einengenden Leitbildern“ nicht einfangen zu lassen:

Das Leitbild der „‘guten Mutter’“ ist charakterisiert durch Selbstaufopferung, Helfen wollen und Zuwendung und verbindet „konkrete Machtlosigkeit mit einer nach wie vor hohen ideellen Wertschätzung“. Die gute Mutter handle nicht als Angehörige eines Berufs mit dem dazugehörigen Setzen von Grenzen bezüglich Zeit, innerer Anteilnahme und Identifikation, sondern nach dem stark mit dem christlichen Dienstgedanken verbundenen

¹⁰¹ Enzner-Probst 1995, 21-24.

„Ideal der vollkommenen christlichen Frau“. Weil Pfarrerinnen gleichzeitig kompetent und qualifiziert arbeiten möchten, sähen sie sich, gefangen im mütterlichen Leitbild, mit unterschiedlichen Idealen konfrontiert.

Das Leitbild der „Andere[n]“ wird komplementär zu bestehenden männlichen Leitbildern des Pfarrberufs geschaffen. Alles, was „bisher nicht oder nicht ausreichend berücksichtigt worden“ ist, wird nun der weiblichen Pfarrerin und ihrem Berufsbild zugeschrieben. Enzner-Probst problematisiert daran, dass weiter in Abhängigkeit von zu kritisierenden Zuteilungen und Zuschreibungen definiert würde, also die „Norm des Männlichen als definitorischer Ausgangspunkt beibehalten würde“. Weiters zeige die Geschichte und eine Analyse der „androzentrischen Verfasstheit unserer Wissenskultur“, wie sehr das einmal als ‚anders‘ definierte in Gefahr sei, zum hierarchisch Nachgeordneten, zum „zu Beherrschende[n...], Unterlegene[n]“ zu werden.¹⁰²

Aber auch „Gleich-sein als ‚Männlich-werden‘“¹⁰³ hält Enzner-Probst nicht für den geeigneten Weg. Sie sieht, ganz im Anschluss an die italienischen Differenztheoretikerinnen¹⁰⁴, die notwendige „Re-Definition weiblicher Existenz“ durch androzentrisch geprägte Symbolsysteme gefährdet und den Ausweg im Zusammenschluss von Frauen und im Erproben neuer Praxisformen.¹⁰⁵

Enzner-Probst verortet die *Differenz* im Vergleich zu Wagner-Rau, entsprechend ihrem sozialpsychologischen und nicht psychoanalytischen Ansatz, um eine Nuance stärker gesellschaftlich bedingt und weniger ‚seinsmäßig‘ verankert. Wie auch Wagner-Rau folgt sie einem emanzipatorischen Interesse, möchte gesellschaftliche Missstände aufzeigen und Probleme erklären. Und auch sie arbeitet dabei mit Verallgemeinerungen und einer gewissen Festschreibung der Differenz, die möglicherweise einiges an Vielfalt übersieht.

Auch ihr Ziel besteht nicht in der Aufhebung von Dichotomien zugunsten einer solchen Vielfalt, sondern in Neudefinitionen und Umwertungen unter Beibehaltung einer unüberschreitbaren Grenze zwischen ‚Männlichem‘ und ‚Weiblichem‘. Sie stellt zwar fest, dass die „beiden Pole von Gleichheit und Differenz im feministischen Diskurs keine Alternativen sein“ könnten, ihre Vision vom „Festhalten an einem Anderssein, das nicht aus der Entgegensetzung zu einer festen Norm gewonnen wird“ und der „Möglichkeit, dass

¹⁰² Enzner-Probst 1995, 177-181.

¹⁰³ Enzner-Probst 1995, 183.

¹⁰⁴ Gemeint sind hier zwei Gruppen von Philosophinnen, die vor allem in den 1980er und 1990er Jahren differenzfeministische Texte veröffentlicht haben: die Gruppe „Libreria delle donne“ aus Mailand und die Diotima-Gruppe aus Verona.

¹⁰⁵ Enzner-Probst 1995, 184.

jedes Geschlecht sich als Ort einer je für sich autonomen Subjektivität begreift, die das andere Geschlecht weder von sich aus misst noch definiert, sondern ihm als ein Verschiedenes begegnet“¹⁰⁶, ist aber eindeutig im Rahmen feministischer Differenztheorie zu verorten.

I.2.3. Geschlecht als soziale Konstruktion

Isolde Karle wählt im Kapitel „Geschlecht und Professionalität“¹⁰⁷ des oben schon behandelten Buches¹⁰⁸ einen anderen Blick auf die Geschlechterdifferenz.

Sie kritisiert den „*differenztheoretischen Ansatz*“, der von einer grundsätzlichen Verschiedenheit von Frauen und Männern ausgeht und dieser Differenz grundlegende Bedeutung für das Leben in all seinen Bezügen zuschreibt“¹⁰⁹. Zwar würdigt sie die auch in den Entwürfen von Wagner-Rau und Enzner-Probst zutage tretenden Verdienste dieses Ansatzes um die Aufdeckung von Ausschlussmechanismen und Androzentrismen¹¹⁰, warnt aber vor seinen Gefahren.

An einer weiteren Festschreibung der Differenz unter anderen Vorzeichen zu arbeiten, wiederhole genau diejenigen „ideologischen Muster und Vorurteile“, gegen deren diskriminierende und ausschließende Folgen eigentlich angegangen werden wolle. Die „dichotomen Deutungsmuster“ der Geschlechterdifferenz hätten sich als „kulturelle Konstruktion“ erst im 19. Jahrhundert vollends herausgebildet. Indem Wissenschaftlerinnen sie über eine Aufwertung der weiblichen Seite reproduzieren, machten sie „die Heterogenität von Lebensentwürfen und die Pluralität und Vielschichtigkeit der Lebensformen und Identitäten“ unsichtbar. Gerade auf Frauen, die in geschlechtsuntypischen Feldern und Berufen tätig sind, erhöhe dies den Druck, ‚trotzdem weiblich zu bleiben‘ und bekomme den Charakter von Ordnungsrufen anstelle der eigentlich notwendigen Unterstützung.

„Dichotomisierende Analyseperspektiven“ machten Forscherinnen also zu „Mitarbeiterinnen an der Konstruktion der Differenz“ und trügen „nicht zur Analyse,

¹⁰⁶ Enzner-Probst 1995, 182f.

¹⁰⁷ Karle 2001, 281ff.

¹⁰⁸ Siehe oben Abschnitt I.1.3.

¹⁰⁹ Karle 2001, 284.

¹¹⁰ Karte 2001, 287.

sondern letztlich zur **Reifizierung der Geschlechtersegregation und ihrer Stereotypisierungen** bei“.¹¹¹

Die von Karle gewählte **konstruktivistische Perspektive** betrachtet die binäre Geschlechterdifferenz als „Prototyp der sozialen Klassifikation“, der letztlich geringe körperliche Unterschiede „kulturell ausgebaut und erweitert und dazu soziale Praktiken und Dimorphismen entwickelt hat, die die Plausibilität und ‚Natürlichkeit‘ des Geschlechterarrangements kontinuierlich sicherstellen – mit zahlreichen diskriminierenden Folgen für die Gruppe der Frauen.“ Dieser Prozess der sozialen Konstruktion von Geschlecht beginnt mit dem ersten Moment der sozialen Existenz eines Menschen und wird ständig reproduziert, sodass eine „geschlechtsspezifische Subkultur“ entsteht, die als „self-fulfilling prophecy“ funktioniert. Er behält seine Plausibilität „wider besseres Wissen“; denn die Erfahrung zeigt täglich, dass eine Vielzahl der mit der Geschlechterdifferenz verbundenen Zuschreibungen nicht zutrifft, dass „viele Pfarrerinnen gern die Gemeindeleitung übernehmen und umgekehrt viele Pfarrer die mit der Geschäftsführung verbundene Verwaltungsarbeit nur widerwillig als Teil ihrer Berufsarbeit akzeptieren“, dass also „die Realität den Stereotypisierungen vielfach widerspricht“.

Obwohl die „Definitionswillkür“, die hier am Werk ist, in erstaunlichem Maß akzeptiert wird, kann man doch beobachten, wie „gerade im beruflichen Kontext“ die konstruierten Geschlechtergrenzen verblassen. Indem Frauen und Männer die Ausübung ihres Berufes ohne Inszenierung von Geschlechterrollen in den Vordergrund stellen, „transformieren und desexuieren“ sie „Verhaltensrepertoires“. Dichotome Zuschreibungen verlieren an Glaubwürdigkeit, die Pfarrerin muss nicht länger als ‚anders‘ betrachtet werden, sondern „stellt eine Gelehrte und Verkündigerin eigenen Rechts dar“, weil Talar und Verkündigung aufgehört haben, „männliche[...] Symbol[e]“ zu sein. Für eine geschlechtsspezifisch „asymmetrische Repräsentation gibt es in der funktional differenzierten Gesellschaft letztlich keine Grundlage mehr“.¹¹²

Handlungskonsequenzen

Für den verantwortlichen Umgang mit Menschen wie das **pastorale tätig Sein** gelte es, eine ausgewogene Mischung aus „doing und undoing gender“ zu finden. Denn die Geschlechterklassifikation und ihre Zuschreibungen sind wirksam und real, inklusive ihrer

¹¹¹ Karle 2001, 287-289, Hervorhebungen K.A.

¹¹² Karle 2001, 290-295.

„konkreten und bedrückenden Folgen“. So müsse die „Differenzierung von Personen nach Geschlecht“ immer wieder „ernst genommen“ werden. Geschlechtssensible oder auch geschlechtergetrennte Gemeindearbeit könne „neue Spielräume [...] jenseits der Zwänge des Geschlechterdualismus“ eröffnen und so als „paradoxe Strategie“ die Geschlechterdifferenz „transzendieren und in Frage [...] stellen“.

Gleichzeitig seien die Geschlechtszuschreibungen im eigenen Handeln immer wieder zurückzuweisen oder zu problematisieren und ein „experimenteller und spielerischer Umgang“ mit ihnen zu pflegen. „So wird eine professionelle und für die Dynamik der Zweigeschlechtlichkeit sensible Pfarrerin die Differenz punktuell hervorheben und thematisieren und sie in anderen Momenten ihrer pastoralen Arbeit souverän übergehen und ignorieren.“

Im *wissenschaftlichen tätig Sein* gelte es, nicht „die gesellschaftliche Beschreibung einer Sache mit der Sache selbst“, nicht die Landkarte mit der Landschaft zu verwechseln und nicht „von der Beobachtung der Differenz und ihrer Stabilität auf Seinsverhältnisse rückzuschließen“. Vielmehr sei die soziale Konstruktion von Geschlecht in den Umgang mit dem Geschlechterverhältnis aufzunehmen, also gewissermaßen die Gesellschaft beim Beobachten der Geschlechterdifferenz zu beobachten. Damit wird die Geschlechterklassifikation zu einem Gegenstand der „Beobachtung zweiter Ordnung“.¹¹³

¹¹³ Karle 2001, 303-309.

II. EMPIRISCHER TEIL – VORAUSSETZUNGEN

Die folgenden Kapitel behandeln Themen, die im Vorfeld der empirischen Forschung wichtig sind. Dabei handelt es sich um qualitative Forschung im Allgemeinen und die verwendete Methode im Speziellen, um die Rollentheorie und um das Forschungsdesign der durchgeführten Untersuchung.

II.1. Qualitative Forschung

Im Folgenden werden Grundlagen und Voraussetzungen der im Zuge der empirischen Untersuchung zur Anwendung gekommenen Methode dargestellt sowie die Methode selbst erläutert.

Kurze Chronologie¹¹⁴

Bereits Mitte des 20. Jahrhunderts wurde Kritik an traditionellen quantitativen Forschungsmethoden in den Sozialwissenschaften laut, und es wurden erste alternative Forschungstechniken entwickelt. Im angloamerikanischen Raum hatten sich jene Techniken und eine entsprechende Methodologie in den 70er Jahren schon „als eigener Forschungsansatz [...] etabliert“; im deutschsprachigen Raum fand eine ähnliche Entwicklung etwas zeitverzögert statt. Zunächst ging es hier um eine theoretische Grundlegung und Abgrenzung des qualitativen Paradigmas, später um eine differenzierte Diskussion „methodologische[r] Probleme und Eigenheiten“ unter Rezeption von Erkenntnissen aus dem angloamerikanischen Raum. Nach dieser Entwicklungsphase konnte daran gegangen werden, sich auf die Umsetzung der erarbeiteten Metatheorie und Methodologie in die Forschungspraxis zu konzentrieren und „Probleme der Auswertung“ sowie „Prinzipien der Interpretation des Materials“ zu behandeln. Mitte der 80er Jahre des 20. Jahrhunderts kann die qualitative Sozialforschung als etabliert betrachtet werden, „wenngleich massive Vorbehalte ihr gegenüber seitens einiger kruder Vertreter des

¹¹⁴ Vgl. Lueger 2001, 7f.; Lamnek 2005, 27f.

quantitativen Paradigmas unverändert existieren und artikuliert werden“¹¹⁵. Zwischen den VertreterInnen qualitativer und quantitativer Forschungsansätze existieren also einerseits Unverständnis und Polemik; es mehren sich aber auch Stimmen, die diese beiden unterschiedlichen Vorgangsweisen als komplementäre Alternativen in der wissenschaftlichen Landschaft wahrgenommen wissen wollen.¹¹⁶

Ebenen von Theorien

In der folgenden Darstellung werden verschiedene Ebenen von Theorien unterschieden. Zunächst unterscheiden sich Metatheorien, die Wege und Möglichkeiten zur Erkenntnis sowie Regeln zur Systematisierung von Erkenntnis reflektieren, von Theorien zu einem bestimmten Gegenstand, in unserem Fall zur Gesellschaft, also von soziologischen Aussagen.

Sowohl Wissenschaftstheorie als auch Methodologie gehören zu den Metatheorien. Sie unterscheiden sich dadurch, dass methodologische Überlegungen schon einen bestimmten Gegenstand im Blick haben. Methodologie kann gewissermaßen als Umlegung von Wissenschaftstheorie auf einen bestimmten Gegenstand betrachtet werden. „Die Methodologie als Anwendungsfall der Wissenschaftstheorie beschäftigt sich mit der Frage, unter welchen Bedingungen wissenschaftliche Erkenntnis auf einen bestimmten Erkenntnis- und Objektbereich [...] bezogen, möglich ist.“¹¹⁷

¹¹⁵ Lamnek 2005, 27f.

¹¹⁶ Vgl. Lamnek 1995, 22.

¹¹⁷ Lamnek 2005, 47.



Abb. 1: Ebenen von Theorien in der Sozialforschung.

Qualitative Methodologie basiert auf zwei wesentlichen Voraussetzungen¹¹⁸, von denen die eine eine Aussage über die Gesellschaft als Gegenstand der Soziologie und die andere über die Möglichkeit von Erkenntnis trifft: Sie versteht Wirklichkeit als gesellschaftlich konstruiert (erstens) und geht von menschlicher Kommunikation als Basis der Wirklichkeitserkenntnis aus¹¹⁹ (zweitens), weswegen sie hermeneutische Interpretationsverfahren zur Annäherung an ihren Untersuchungsgegenstand wählt. Beide Voraussetzungen hängen eng zusammen und teilen wesentliche Erkenntnisse.

Die folgende Darstellung thematisiert zunächst erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Voraussetzungen der qualitativen Sozialforschung (mit besonderem Augenmerk auf die Hermeneutik), behandelt dann soziologische Überlegungen (mit besonderem Augenmerk auf den Symbolischen Interaktionismus) und stellt schließlich, schon mit Blick auf das hier interessierende qualitative Interview, methodologische Folgen vor.

Von den verschiedenen philosophischen Referenzen des qualitativen Paradigmas (Pragmatismus, Symbolischer Interaktionismus, Hermeneutik, Phänomenologie)¹²⁰ werden

¹¹⁸ Vgl. Heine 2005, 83.

¹¹⁹ Froschauer/Lueger 2003, 183.

¹²⁰ Vgl. Heine 2005, 84.

also Hermeneutik und Symbolischer Interaktionismus genauer thematisiert, weil sie besonders zum Verständnis der für die Untersuchung gewählten Methode beitragen.

II.1.1. Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie

Eine wesentliche erkenntnistheoretische Frage im Vorfeld qualitativer Forschung beschäftigt sich mit dem Verhältnis zwischen *Subjekt und Objekt* im Erkenntnisvorgang.¹²¹ Hier bestehen zwei klassische, in ihrer Reinform einander entgegengesetzte Positionen: Die Perspektive des Realismus geht von einer unabhängig vom menschlichen Bewusstsein bestehenden Wirklichkeit aus, auf die sich Erkenntnis unter möglichst vollständiger Ausschaltung subjektiver menschlicher Interpretationsvorgänge zu beziehen hat. Der erkennende Mensch erscheint hier als „eifrige[r] Sammler objektiver Daten“¹²².

Für die Position des Idealismus dagegen besteht die Außenwelt immer nur in Bezug auf ein erkennendes Subjekt. Hier erscheint Erkenntnis nur gefärbt durch Beobachtung und Interpretation möglich, unabhängig von dieser unmöglich. Tendenziell wird die erste hier skizzierte Position dem quantitativen, die zweite dem qualitativen Paradigma zugeordnet, wobei Übergänge fließend sein können und Anleihen bei der jeweils anderen Position möglich sind.¹²³ Viele der heute vertretenen Antworten auf die Frage nach dem Verhältnis von Subjekt und Objekt im Erkenntnisvorgang verbinden Anteile dieser beiden idealtypischen Positionen. So auch die im qualitativen Paradigma häufig vertretene erkenntnistheoretische Position, die Erkenntnis als dialektischen Prozess versteht und Subjekt und Objekt in ein dialektisches Verhältnis setzt.¹²⁴ Die Existenz einer vom menschlichen Innenleben unabhängigen Realität wird nicht bestritten, wohl aber deren Erkennbarkeit unabhängig von menschlichen Kommunikations- und Interpretationsleistungen. Es wird unterschieden zwischen der vom Einzelmenschen unabhängig bestehenden 'Realität' einerseits und 'Wirklichkeit' andererseits, die dann entsteht, wenn in der Außenwelt Vorhandenes im Erkenntnisvorgang vom Subjekt angeeignet, interpretiert und mit Sinn ausgestattet wird: „Eine unabhängige Realität wird erst dann Wirklichkeit, wenn sie erfasst und interpretiert ist und dadurch für ein Subjekt

¹²¹ Vgl. Heine 2005, 85f; Lueger 2001, 50ff.

¹²² Lueger 2001, 59.

¹²³ Vgl. Heine 2005, 85.

¹²⁴ Vgl. Lueger 2000, 16; Lueger 2001, 64ff.

zur Existenz kommt, während die nicht erfasste Welt als solche für Menschen nicht existiert. Die interpretierte Welt und in diesem Sinne tätig angeeignete Welt ist somit als Wirklichkeit Teil des Menschen.“¹²⁵

Menschlichen Verstehens- und Interpretationsvorgängen wird aus dieser Position also große Bedeutung zugemessen, was die zentrale Rolle der Hermeneutik in der Reihe der Referenzen qualitativer Forschung erklärt.

Die **Hermeneutik** beschäftigt sich mit dem Verstehen von Gegenständen (vornehmlich Texten) und dem Erkenntnis- und Verstehensprozess als dem Vorgang, im Zuge dessen „etwas sinnlich Gegebenes in seiner Bedeutung als etwas Menschliches verstanden wird“¹²⁶. Der Verstehensvorgang selbst rückt ins Zentrum des Interesses; er soll „untersucht und strukturiert“¹²⁷ werden.

Den Rahmen ihrer Entstehung bildet das protestantische deutschsprachige Ambiente des 19. Jahrhunderts und die dortige verstärkte Beschäftigung mit historischen und literarischen Texten¹²⁸, die im Unterschied zu den Gegenständen der Naturwissenschaften als durch „subjektiv vermittelten Sinn“¹²⁹ konstituiert erkannt wurden. Dies erforderte eine „eigene Methode des Verstehens“¹³⁰, da es nun um das „Erfassen menschlicher Verhaltensäußerungen und Produkte“¹³¹ ging.

In den Sozialwissenschaften, deren Gegenstand zwischen dem Bereich der Geisteswissenschaften und dem der Naturwissenschaften liegt, kam es bald zu ersten „Kontroversen zwischen Verstehen und Erklären“¹³².

Zu den zentralen Begriffen der Hermeneutik gehört der **hermeneutische Zirkel**. Es können zwei verschiedene Arten von hermeneutischen Zirkeln unterschieden werden, wobei beide den Verstehensvorgang als zirkulären Prozess thematisieren und dabei das Augenmerk auf unterschiedliche Aspekte richten. Einer der hermeneutischen Zirkel beschreibt das Verhältnis zwischen Vorverständnis und Gegenstandsverständnis. Das notwendige geschichtliche Vorverständnis, mit dem Verstehende an einen Gegenstand herantreten,

¹²⁵ Lueger 2001, 69.

¹²⁶ Lamnek 2005, 57.

¹²⁷ Lamnek 2005, 60.

¹²⁸ Vgl. Heine 2005, 84.

¹²⁹ Lamnek 2005, 59.

¹³⁰ Lamnek 2005, 59.

¹³¹ Lamnek 2005, 59.

¹³² Lamnek 2005, 61.

wird durch Begegnung mit dem Gegenstand korrigiert und erweitert. Dieses neue Vorverständnis ermöglicht ein neues und besseres Gegenstandsverständnis und so weiter.

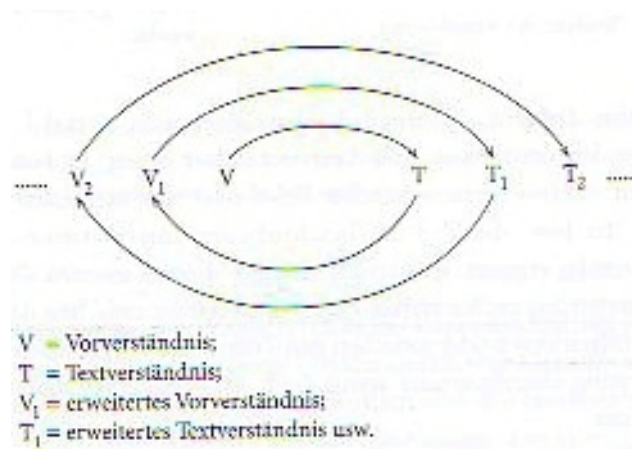


Abb. 2: Hermeneutischer Zirkel I.

Eine andere Form des hermeneutischen Zirkels beschreibt das Verhältnis zwischen dem Verstehen von Teilen eines Gegenstandes und dem Verstehen des Gegenstandes als Ganzem. Besseres Verständnis eines Teils wirkt positiv auf das Verständnis des Ganzen und besseres Verständnis des Ganzen wirkt positiv auf das Verständnis der Einzelteile zurück. Es geschieht also eine zirkuläre „Erkenntniserweiterung im Verstehen durch die Relation zwischen dem Besonderen und dem Allgemeinen“¹³³.

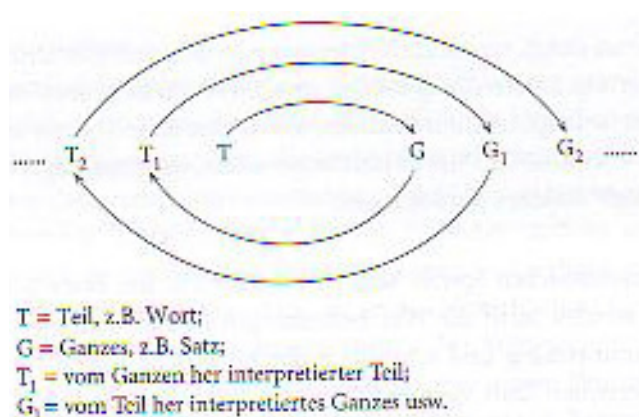


Abb. 3: Hermeneutischer Zirkel II.

¹³³ Lamnek 2005, 64.

Die *hermeneutische Differenz* ist eng mit dem ersten beschriebenen hermeneutischen Zirkel verbunden und meint den Unterschied zwischen dem ursprünglichen Gegenstandsverständnis und einem erweiterten Gegenstandsverständnis, im Idealfall „dem Verständnis des Autors“¹³⁴. Die hermeneutische Differenz soll im Verstehensprozess kleiner werden. Mit einer absoluten Deckung von Gegenstandsverständnis und Verständnis des Urhebers ist aber nicht zu rechnen. Die hermeneutische Differenz bleibt also „Strukturelement des hermeneutischen Verstehens“¹³⁵.

Die Hermeneutik kennt verschiedene *Arten des Verstehens*¹³⁶, wobei zwei wichtige Differenzierungen unternommen werden können:

Während psychologisches Verstehen über subjektives Nachvollziehen oder sich Hineinversetzen funktioniert, versucht Sinnverstehen, ein über solches Nachempfinden hinausreichendes Verständnis zu erlangen, indem es den betreffenden Gegenstand in einen größeren Zusammenhang setzt und zusätzliche Informationen berücksichtigt.

Elementares Verstehen meint Verständnisakte, die ohne besondere Bemühungen um Verständnis, gewissermaßen routinemäßig ablaufen. Höheres Verstehen kann zum Beispiel einsetzen, wenn ein solches Routineverstehen gestört wird und bemüht sich bewusst um mehr oder ein anderes Verständnis, indem wieder „das zu Verstehende aus einem größeren (übergeordneten) Zusammenhang hergeleitet wird“¹³⁷. Qualitative Wissenschaft hat besonderes Interesse an solchen Umbrüchen, in denen bestehende Erklärungsversuche gestört werden oder scheitern und neue Erklärungen bzw. Strukturierungsleistungen generiert werden müssen. Transformationen dieser Art sind „Schlüsselsituationen“, in denen die Strukturiertheit eines Gegenstandsbereichs und ihre Stabilität oder Störanfälligkeit besonders gut sichtbar wird.¹³⁸

Durch Fortschreiten am hermeneutischen Zirkel können keine absoluten, aber objektive Erkenntnisse gemacht werden. Objektiv meint hier vom Subjektiven abgegrenzt insofern, als etwas „unabhängig von der konkreten Person besteht und Verbindlichkeit beansprucht“. Der „*objektive Geist*“ ist dabei eine verbindende Größe, an der mehrere Individuen Anteil haben und die ermöglicht, dass sie Zeichen und Gegenstände gleich oder ähnlich interpretieren, dass sie sich also verstehen können. Er ist zeitlich und kulturell

¹³⁴ Lamnek 2005, 63.

¹³⁵ Lamnek 2005, 63.

¹³⁶ Vgl. Lamnek 2005, 67ff.

¹³⁷ Lamnek 2005, 70.

¹³⁸ Lueger 2001, 189.

wandelbar, berührt aber das Absolute insofern, als Verstehen ohne irgendeinen, wie auch immer konkret aussehenden, objektiven Geist nicht vorstellbar ist: „Der objektive Geist ist Ausdruck einer bestimmten Kultur in einer bestimmten Zeit, gleichzeitig ist er aber auch das eine Kultur bestimmende, d.h. das Vorgegebene, das Verstehen voraussetzt.“¹³⁹

Das Erkennen und Beschreiben von Wirklichkeit ist also nicht als vornehmlich individueller, sondern als gemeinschaftlicher und kommunikativer, als gesellschaftlicher Prozess vorzustellen. Der Begriff des „objektiven Geistes“ deutet auf die gemeinsamen Rahmenbedingungen (Strukturierungen) hin, die Erkenntnis und Wirklichkeitskonstruktion in einem bestimmten sozialen Zusammenhang konsensfähig machen und Kommunikation ermöglichen.¹⁴⁰

Aussagen oder Erkenntnisse, die in dem Sinne allgemeingültig sind, dass sie jenseits der geschichtlichen Situation der Verstehenden stünden und von ihr unabhängig wären, sind aufgrund des spezifischen Gegenstandsbereichs bei hermeneutischem Verstehen nicht möglich. Eine solche Vorstellung von *Allgemeingültigkeit* muss hier ersetzt werden durch die der Objektivität als „Wahrheit im Sinne der *Angemessenheit* einer Erkenntnis an ihrem Gegenstand“¹⁴¹.

II.1.2. Soziologische Theorie

Die soziologisch-theoretischen Voraussetzungen qualitativer Sozialforschung sind mit dem Begriff des *Interpretativen Paradigmas* zu beschreiben. Er wurde bewusst zur Kennzeichnung bestimmter Traditionen der Theoriebildung in den Sozialwissenschaften eingeführt. Jene Traditionen verstehen soziale Wirklichkeit und soziale Interaktionen als Produkte von Interpretationsleistungen. Im Gegensatz zu Traditionen, die dem *normativen Paradigma* zugerechnet werden, rechnen sie nicht mit einer außerhalb von Interpretationen wahrnehmbaren Realität. Das interpretative Paradigma begreift also „den Gegenstandsbereich der Sozialwissenschaften als durch Interpretationshandlungen konstituierte Realität“¹⁴². Damit ist es eng mit den oben thematisierten wissenschaftstheoretischen Voraussetzungen verbunden; dieser Hintergrund „schließt

¹³⁹ Lamnek 2005, 71.

¹⁴⁰ Vgl. Lueger 2001, 15; siehe auch unten Abschnitt II.2. zum Symbolischen Interaktionismus.

¹⁴¹ Bollnow 1966, 59.

¹⁴² Lamnek 2005, 34.

unmittelbar an die Grundannahmen des interpretativen Paradigmas an bzw. führt zu diesem hin“¹⁴³.

Nachdem das interpretative Paradigma jede soziale Interaktion als durch Interpretationen konstituiert begreift, muss wissenschaftliche Tätigkeit, die diesem Paradigma folgt, soziale Wirklichkeit selbst in Form von interpretativen Leistungen erfassen und erforschen. Auch die Theoriebildung muss „als interpretativer Prozess, d.h. als rekonstruktive Leistung angelegt sein“¹⁴⁴.

Auf dieser Annahme fußt das Konzept der Grounded Theory (Glaser/Strauss), das Theorien nicht von außen an empirisches Material herangetragen, sondern aus dem Material selbst generiert sehen möchte.¹⁴⁵ Die Aufmerksamkeit verlagert sich hier von der Frage nach der Geltung von Theorien auf den Prozess ihrer Generierung. Ziel ist, die Angemessenheit von Theorien in Bezug auf ihren Gegenstand, das empirische Material, zu erhöhen. „Im Gegensatz zu logiko-deduktiven Theoretikern sind wir der Ansicht, dass die Angemessenheit einer soziologischen Theorie heute nicht (mehr) von dem Prozeß, in dem sie generiert wird, getrennt werden kann.“¹⁴⁶

Der *Symbolische Interaktionismus* gehört dem interpretativen Paradigma an und ist ein maßgeblicher Wegbereiter qualitativer Methodologie und Technik. Er geht davon aus, dass soziale Interaktion durch Symbole strukturiert ist oder unter Verwendung von Symbolen geschieht. Symbole sind dabei Gegenstände oder Vorgänge, die „als Sinnbilder auf etwas anderes verweisen“¹⁴⁷. Ihre jeweiligen Bedeutungen sind kulturell bestimmt und müssen erlernt werden. Symbolische Interaktion stützt sich auf die gemeinsame Kenntnis um die Bedeutung von Symbolen, die die Sicht auf die Wirklichkeit strukturieren. Diese Kenntnis hilft InteraktionspartnerInnen, sich an den Erwartungen ihres Gegenübers zu orientieren, um ihr eigenes Handeln und ihre eigenen Erwartungen auszurichten. Die dabei von Menschen gesetzten Handlungen und Kommunikationsakte können ihrerseits soziale Erwartungen, Regeln und Sichtweisen stabilisieren oder verändern. Wirklichkeitsvorstellungen unterliegen also einem ständigen dynamischen Konstruktions-, Rekonstruktions- und Veränderungsprozess, der für den qualitativ-empirischen Zugang zu sozialen Systemen von größtem Interesse ist.¹⁴⁸

¹⁴³ Lamnek 2005, 59.

¹⁴⁴ Lamnek 2005, 35.

¹⁴⁵ Vgl. Glaser/Strauss 1998, 11ff.

¹⁴⁶ Glaser/Strauss 1998, 15.

¹⁴⁷ Lamnek 2005, 37.

¹⁴⁸ Vgl. Lueger 2000, 18ff.

Die Untersuchung des so vorgestellten Gegenstandsbereichs sozialer Wirklichkeit muss nun stark bei den Interpretationen und Bedeutungszuschreibungen der handelnden Subjekte ansetzen. Dazu gehört, keine standardisierten Kategorisierungen an das Untersuchungsfeld heranzutragen, sondern „theoretische Konzeptionen [...] offen zu halten“ und sie „durch das Füllen mit Inhalten“ allmählich zu strukturieren.¹⁴⁹ Alltägliches und wissenschaftliches Verstehen stehen dabei in einem wechselseitigen Rückkoppelungsprozess gegenseitiger Korrektur und Überprüfung.

‘Exploration’ und ‘Inspektion’ sind zentrale Elemente dieser Vorgehensweise. **Exploration** meint die möglichst offene Herangehensweise an ein Untersuchungsfeld, die sich dessen Strukturierungen anpasst und „jede ethisch akzeptable Vorgehensweise“ einschließt.¹⁵⁰ Sowohl Ergebnisse als auch die weitere Vorgehensweise im Forschungsprozess sind immer wieder vom realen Untersuchungsfeld zu prüfen und ihre Angemessenheit betreffend zu reflektieren und zu korrigieren.

Hierbei ist ein ausgewogenes Verhältnis von Nähe und Distanz zum Forschungsgegenstand wichtig. Enger Kontakt zum Forschungsbereich kann einerseits falsche Vorannahmen überwinden helfen, andererseits besteht die Gefahr des „Going native“, das heißt durch zu große Identifikation mit der untersuchten Gruppe deren „Maßstäbe und Verhaltensmuster [...] auf Kosten der eigentlichen Beobachtungsaufgaben zu übernehmen“.¹⁵¹ Ideal wäre, absichtlich und je nach Phase im Forschungsverlauf zwischen Identifikation und Distanz wechseln zu können.

Inspektion ist eine analysierende, die Exploration überlagernde Tätigkeit. Es werden Elemente aus unterschiedlichen Perspektiven betrachtet und mit unterschiedlichen Fragen konfrontiert, um Zusammenhänge herstellen und diskutieren zu können.

Der symbolische Interaktionismus gibt empirischer Forschung also **Prämissen** mit auf den Weg:

- Er besagt, dass sozial relevant nicht das ist, was ist, sondern das, wovon Menschen glauben, dass es ist. Menschen handeln auf der Grundlage von Bedeutungen.
- Er betont den prozessualen Aspekt von Bedeutungen. Sie werden in Interaktionen erlernt, hergestellt, reproduziert und gewandelt.

¹⁴⁹ Lamnek 2005, 38.

¹⁵⁰ Lamnek 2005, 39.

¹⁵¹ Lamnek 2005, 39.

- Bedeutungen existieren nicht unabhängig von diesem Prozess und Realität muss als gesellschaftliche Konstruktion aufgefasst werden.¹⁵²

Ein dem symbolischen Interaktionismus folgender Blick, der einer qualitativen Untersuchung zu Grunde gelegt werden kann, berücksichtigt mit Froschauer/Lueger¹⁵³ drei **wesentliche Merkmale sozialer Wirklichkeit**:

Kommunikation wird als Basiselement der sozialen Realität verstanden, über sie stellen sich soziale Systeme fortwährend her. Dabei stellt Kommunikation „verschiedenste Aktivitäten in einen wechselseitigen Bezug“. Der Kommunikationsprozess lässt sich in eine Reihe von Selektionen aufgliedern: Der Wahl einer Information folgt die Umsetzung in eine bestimmte Form der Mitteilung. Der Mitteilung kann Verstehen oder Missverstehen folgen und diesem die Wahl eines bestimmten Anschlusshandelns. Kommunikation ist aus dieser Perspektive nicht als „bloße[r] Akt der Informationsübertragung“ zu verstehen, sondern als „Prozess der Bedeutungsproduktion“.¹⁵⁴

Als solcher ist Kommunikation fundamental für die Herstellung von und die Partizipation an Sinn.

Sinn meint hier den gemeinsamen Bedeutungszusammenhang eines sozialen Systems, der sich in konkreten gemeinsamen Wahrnehmungs- und Handlungsweisen ausdrückt. „In seiner impliziten intersubjektiven Anerkennung ermöglicht Sinn gemeinsames und koordiniertes Handeln“. Es können verschiedene Sinnebenen unterschieden werden: Subjektiver Sinn ist bezogen auf die Intentionen der Handelnden, ist aber keine rein persönliche Angelegenheit, sondern kann von Außenstehenden geteilt und mit einer bestimmten Wahrscheinlichkeit vermutet werden.

Objektiver Sinn meint dagegen einen den subjektiven Sinn einbettenden Horizont aus Regeln, Unterscheidungen etc. Er ist „auf Sachverhalte bezogen, die unabhängig von Personen und deren Urteilen bestehen“.

¹⁵² Vgl. Lamnek 2005, 40; Lueger 2000, 16ff., Lueger 2001, 94ff.

¹⁵³ Froschauer/Lueger 2003; die Autoren arbeiten außerdem vor einem systemtheoretischen Hintergrund, daher eine entsprechende Terminologie und die Rede von sozialen Systemen, Systemmitgliedern oder Systemdynamiken etc.

¹⁵⁴ Froschauer/Lueger 2003, 198.; vgl. auch Lueger 2000, 32ff.

Unter praktischem Sinn wird die Umsetzung der jeweiligen Sinnkonstitution in die Lebenswelt verstanden; er orientiert subjektives Handeln und macht es für am selben Sinnhorizont partizipierende Andere anschlussfähig.¹⁵⁵

Sinn orientiert, reduziert Komplexität und setzt sich ins Handeln um. Dieser Vorgang kann als **Strukturierung** bezeichnet werden. Die Aufdeckung von Strukturen ist für die Sozialwissenschaften von höchstem Interesse, aber nicht unmittelbar möglich, weil Strukturen nicht an der Oberfläche der Kommunikation verhandelt werden und beobachtbar sind, sondern latent mitlaufen.¹⁵⁶ Es muss also „aus beobachtbaren Mitteilungen und Handlungen auf die Regeln der Strukturierung“¹⁵⁷ geschlossen werden. Strukturierungen sind fundamentale Ordnungsleistungen, die menschliches Handeln ermöglichen, indem sie zwischen den Extrempolen des Chaos als „unreduzierter Komplexität“ und der vollständigen Ordnung als „allumfassender Determiniertheit“ vermitteln. Beide Extrempole verunmöglichen menschliches Handeln, erst ein Umgang mit der Spannung über Sinn und Strukturierung ermöglicht Orientierung und damit Handeln.¹⁵⁸

Kommunikation, Sinn und Strukturierung sind zentrale Begriffe für die qualitative Untersuchung sozialer Systeme. Als wissenschaftliche Vorgänge sind solche Untersuchungen an dieselben Erkenntnisbedingungen und –möglichkeiten gebunden wie die alltägliche Erkenntnis. Wissenschaftliche unterscheidet sich von alltäglicher Erkenntnis durch ihre spezifische Perspektive: Sie nimmt die Position einer Beobachterin zweiter Ordnung ein, beobachtet und beschreibt also, wie Menschen ihre soziale Umwelt beobachten, interpretieren und „Beobachtungen zum Aufbau sinnvoller Aktivitäten nutzen“¹⁵⁹. Anhand dieser Beobachtungen von Beobachtungen möchte sie zentrale Regeln, Kriterien und Differenzschemata erheben, die Einfluss auf die Konstruktion von Wirklichkeit nehmen und menschliches Handeln leiten.¹⁶⁰

¹⁵⁵ Froschauer/Lueger 2003, 205ff.; vgl auch Lueger 2000, 22ff.; Lueger 2001, 117ff.

¹⁵⁶ Vgl. Lueger 2001, 130f.

¹⁵⁷ Froschauer/Lueger 2003, 211.

¹⁵⁸ Vgl. Lueger 2001, 124f.

¹⁵⁹ Lueger 2001, 91.

¹⁶⁰ Vgl. Lueger 2001, 195.

II.1.3. Methodologie

Qualitative Methodologie ist aufgrund der starken Bezogenheit auf ihren Gegenstand vielgestaltig. Eine „einheitliche, verbindliche und allseits akzeptierte Methodologie“ widerspräche dieser Gegenstandsorientierung und damit „dem Selbstverständnis der Vertreter dieser Richtung“¹⁶¹. Viele ihrer Grundzüge sind schon in den obigen Ausführungen zu wissenschaftstheoretischen und soziologischen Voraussetzungen zur Sprache gekommen, weil ein unmittelbarer inhaltlicher Zusammenhang besteht.

Das Gemeinsame lässt sich am leichtesten durch die Abgrenzung vom herkömmlichen quantitativen Paradigma bezeichnen. So ist qualitative Methodologie gekennzeichnet dadurch, dass **Hypothesen und Theorien** nicht von außen an einen Untersuchungsgegenstand herangetragen und an ihm überprüft werden, sondern schrittweise aus dem empirischen Material entwickelt werden (siehe oben: 'Grounded Theory', Glaser/Strauss). Es findet eine Umgewichtung der Aufmerksamkeit von der Geltung zur Genese von Theorien statt. Ähnlich soll auch die **Bildung von Begriffen** im Anschluss an Empirie und Alltagssprache und nicht von diesen losgelöst geschehen. Auf die im quantitativen Paradigma grundlegenden **Operationalisierungen** wird verzichtet, diese werden gewissermaßen von den zu Untersuchenden selbst vorgenommen.¹⁶²

Es existieren viele verschiedene, diesen methodologischen Grundsätzen folgende Verfahren der Materialerhebung, -auswertung und -analyse. Qualitative Forschung umfasst heterogene Vorgehensweisen, die „jeweils spezifische Ausschnitte der sozialen Realität erfassen“¹⁶³. Neben dem für die vorliegende Arbeit relevanten **qualitativen Interview**¹⁶⁴ existiert also eine Vielzahl weiterer Zugänge wie die Einzelfallstudie, die Gruppendiskussion oder die biografische Methode.

Die Forschungsmethode des qualitativen Interviews entspricht der Kommunikations- und Interaktionsabhängigkeit sozialer Wirklichkeit und ermöglicht ein Ansetzen an den Interpretations- und Strukturierungsleistungen der Befragten. Hier hat „der Befragte die Möglichkeit, seine Wirklichkeitsdefinitionen dem Forscher mitzuteilen“. Eine

¹⁶¹ Lamnek 2005, 83.

¹⁶² Vgl. Lamnek 2005, 86ff; 118ff.; 134.

¹⁶³ Lamnek 2005, 32.

¹⁶⁴ Siehe Froschauer/Lueger 2003; Lamnek 2005, 329ff.

Herangehensweise an den Untersuchungsgegenstand über die Durchführung von Gesprächen ist also „aus methodologischen Gründen hervorragend zur Untersuchung sozialer Systeme“ geeignet.¹⁶⁵

Aus den obigen erkenntnistheoretischen und soziologischen Voraussetzungen ergeben sich für das qualitative Interview bestimmte *methodologische Anforderungen*¹⁶⁶, im Folgenden Prinzipien genannt.

Das Prinzip der *Kommunikativität* versteht Kommunikation als grundlegend für Sinnproduktion und Strukturierung sozialer Systeme und geht davon aus, dass Forscherinnen und Forscher in einen Kommunikationsprozess mit den zu Untersuchenden gelangen müssen, um die hier verhandelten „Deutungsmuster und Wirklichkeitsstrukturierungen“¹⁶⁷ erschließen zu können.

Dabei ist das Prinzip der *Offenheit* zu befolgen. Es verbietet starke theoretische Vorstrukturierungen des Untersuchungsgegenstands, die die Forschenden davon abhalten, für dessen eigene Strukturierungen empfänglich zu sein.¹⁶⁸

Das Prinzip der *Interpretativität* fordert einen methodisch geleiteten Auslegungsvorgang, der die Interpretationsleistungen der zu Untersuchenden rekonstruieren möchte und nicht beim Alltagsverständnis ihrer Äußerungen stehen bleibt.¹⁶⁹

Die Annahme, dass die Herstellung von Sinn und die Konstruktion von Wirklichkeit im Prozess erfolgen, findet sich im Prinzip der *Prozessualität* wieder. Der Konstruktionsprozess kann durch das qualitative Interview „dokumentiert, rekonstruiert, interpretiert und letztlich auch erklärt“¹⁷⁰ werden, weil er im Verlauf des Interviews analog stattfindet. Um das zu gewährleisten, muss die Forschung selbst prozesshaft stattfinden, etwa indem ForscherInnen während der Erhebungssituation selbst (zurückhaltend) am Konstruktionsprozess teilhaben oder indem im Verlauf der Untersuchung Veränderungen in den Forschungsbedingungen berücksichtigt werden und das weitere Vorgehen angepasst wird¹⁷¹.

Dies führt zum Prinzip der *Flexibilität*. Es korreliert mit Offenheit und ist nicht nur für den Auslegungsprozess, sondern gerade auch für die Interviewsituation von Bedeutung. Der Verzicht auf Leitfäden und Standardisierungen in der Erhebung ermöglicht den

¹⁶⁵ Froschauer/Lueger 2003, 214.

¹⁶⁶ Vgl. Froschauer/Lueger 2003, 214ff; Lamnek 2005, 346ff.

¹⁶⁷ Lamnek 2005, 349.

¹⁶⁸ Vgl. Lamnek 2005, 348.

¹⁶⁹ Vgl. Froschauer/Lueger 2003, 215f.

¹⁷⁰ Lamnek 2005, 349.

¹⁷¹ Vgl. Froschauer/Lueger 2003, 216; Lamnek 2005, 349ff; siehe auch Lueger 2001, 218.

Forschenden ein flexibles Eingehen auf die von den Befragten eingebrachten Themen und Strukturierungsleistungen.¹⁷²

Das Prinzip der **Kontextualität** erfordert die Berücksichtigung des Umfeldes von Forschungsaktivitäten und Forschungsmaterialien. Der Kontext der Interviewsituation sowie der Kontext, in dem Analyse und Auswertung geschehen, müssen im Auge behalten und eventuell analysiert werden.¹⁷³

Reflexivität durchzieht als grundlegendes Prinzip den Forschungsprozess. Schon die Interviewsituation ist reflexiv: es findet ein ständiger „gegenseitige[r] Anpassungsprozess an Erwartungen und Bedürfnisse einerseits wie auch an die jeweiligen Sinndeutungen andererseits“¹⁷⁴ statt. Auch der spätere Prozess der Auswertung muss reflexiv angelegt sein, das heißt immer wieder an den Materialbestand rückgebunden und kritisch überprüft werden, sowie bei Entscheidungen zum weiteren Vorgehen bisherige Ergebnisse berücksichtigen, „weil hermeneutische Analysen keine technischen Regeln anbieten, wie man zu verlässlichen Ergebnissen kommt“¹⁷⁵.

Explikation ist vor allen Dingen im Bezug auf den Forschungsverlauf und die hier gesetzten Schritte oder getroffenen Entscheidungen nötig. Nur wenn der Erhebungs- und Auswertungsprozess für spätere RezipientInnen transparent gemacht, also expliziert wird, können sie die Entstehung von Ergebnissen nachvollziehen und diese auf ihre Glaubwürdigkeit hin überprüfen. Ein weiteres mögliches Verständnis von Explikation bezieht sich auf die Interviewsituation. Hier können Befragte durch vorsichtiges Nachfragen, Interpretieren und Paraphrasieren dazu angeregt werden, ihre Äußerungen zu explizieren, um den Forschenden „Deutungs- und Interpretationshilfen“¹⁷⁶ zur Verfügung zu stellen.

Für die konkrete Durchführung der Interpretation qualitativer Interviews ergeben sich daraus grundlegende Konsequenzen¹⁷⁷:

- Die Auswahl der zu interviewenden Personen ergibt sich schrittweise aus den bisherigen Ergebnissen der Untersuchung (Theoretisches Sampling),

¹⁷² Vgl. Lamnek 2005, 350; siehe auch Lueger 2001, 343.

¹⁷³ Vgl. Froschauer/Lueger 2003, 217.

¹⁷⁴ Lamnek 2005, 351.

¹⁷⁵ Froschauer/Lueger 2003, 218.

¹⁷⁶ Lamnek 2005, 350f.

¹⁷⁷ Siehe auch unten Abschnitt II.3. Untersuchungsdesign.

- die während der Interviewsituation angewandten Gesprächstechniken lassen möglichst viel Raum für die von den Interviewten angesprochenen Themen und geleisteten Strukturierungen und regen zum Explizieren an,
- die Auswertungsmethoden verlaufen intersubjektiv und machen sich auf die Suche nach einer Vielfalt von Bedeutungsvarianten,
- die Interviewsituation wird mit ihren möglichen Folgen für Gesprächsinhalte immer wieder berücksichtigt und
- es werden (darüber hinausgehend weitere) Maßnahmen zur Qualitätssicherung getroffen.¹⁷⁸

Auch wenn oder gerade weil jene Maßnahmen zur Qualitätssicherung getroffen werden, bewegt sich das in qualitativen Untersuchungen erhobene Wissen innerhalb bestimmter **Grenzen**:

Qualitatives Wissen ist weder zeitlos noch generalisierbar. Es hat nur für den untersuchten Fall Geltung und unterliegt dem *gesellschaftlichen Wandel*. Über qualitative Methoden generiertes Wissen kann also „nie als abgeschlossener Wissenskanon betrachtet werden“¹⁷⁹, ermöglicht aber die Entdeckung von Details und Feinheiten, die theoretischen Entwürfen nicht in den Blick kommen.

Es wäre überdies ein Irrtum, qualitative Verfahren als voraussetzungs- oder theoriefrei zu verstehen. Sie setzen bestimmte **Denkprinzipien**, die sich nicht aus dem zu untersuchenden Material ergeben, als Leitlinien für die Analyse des Materials und damit für Erkenntnisprozesse voraus. Diese Prinzipien beeinflussen die Gestalt der erhobenen Ergebnisse und „es wäre ein Zirkelschluss, das Vorausgesetzte als etwas erweisen zu wollen, das sich als Folge ergibt“.¹⁸⁰

II.1.4. Die Methode: Feinstrukturanalyse

Die im Zuge dieser Forschungsarbeit geführten Interviews wurden mittels „**Feinstrukturanalyse**“¹⁸¹ ausgewertet.

¹⁷⁸ Vgl. Froschauer/Lueger 2003, 218f.

¹⁷⁹ Heine 2005, 89.

¹⁸⁰ Heine 2005, 94.

¹⁸¹ Froschauer/Lueger 2003, 110ff.

Dieses sehr genaue und zunächst auf das Detail gerichtete Verfahren geht davon aus, dass in jeder sprachlichen Äußerung Informationen enthalten sind, die über das unmittelbar Gemeinte und Gesagte hinaus gehen und auf die Lebenswelt der betreffenden Person und die in ihr vorherrschenden Strukturierungen verweisen. Die **Struktur der Lebenswelt** ist aber nicht als Ganze in kleinen sprachlichen Äußerungen enthalten, sondern in bruchteilhafter, schematischer und unscharfer Form. Daher müssen, um Rückschlüsse auf Strukturierungen eines sozialen Systems ziehen zu können, mehrere sprachliche Äußerungen extensiv ausgelegt werden. Hierbei werden kreativ und assoziativ Bedeutungsalternativen und –varianten erschlossen, die später auf ihre Angemessenheit hin geprüft und selektiert werden („redundante und schlüssige Informationen“).

Neben der Lebenswelt des sprechenden Subjekts kommen in Interviewaussagen auch die Interviewsituation selbst, die Beziehung zwischen Befragten und Interviewenden und der Rahmen, in dem das Interview stattfindet, zum Ausdruck. Dieser Sachverhalt muss bei der Bewertung der Ergebnisse berücksichtigt werden.

Es ist also „keine Aussage [...] zufällig“, die Verwendung statischer oder dynamischer Verben, bestimmter grammatikalischer Formen wie aktiver oder passiver Formulierungen oder die Entscheidung für Worte aus bestimmten semantischen Gruppen kann Hinweise geben auf die soziale Dynamik des Feldes, aus der heraus die betreffende Person spricht.

Diese latenten Sinngehalte, die neben den manifesten in sprachlichen Äußerungen enthalten sind „sind besonders gut in ‚Belanglosigkeiten‘ und in impliziten Voraussetzungen einer Aussage zu erkennen“, weswegen „wegweisend ist [...], wie jemand spricht, und nicht so sehr, was jemand inhaltlich sagt“.¹⁸²

Interessant für die Feinstrukturanalyse ist also nicht vorrangig die Erfassung und Beschreibung des an der Oberfläche der Mitteilung kommunizierten Inhalts, sondern die Rekonstruktion **objektiv- latenter Sinnstrukturen**: „[...] Ordnungen (Strukturen) von Bewusstseins- und/oder Handlungselementen (Sinn), die unabhängig von der interviewten Person als Subjekt existieren (objektiv), nicht unmittelbar sichtbar aber dennoch bewusstseins- und/oder handlungsleitend wirken (latent)“.¹⁸³

Zu diesem Zweck geht die Feinstrukturanalyse nun wie folgt vor: aus einem - weil die Feinstrukturanalyse so sehr auf das Detail achtet - möglichst **genau transkribierten Interview** wird ein **Ausschnitt** von etwa vier bis acht Zeilen zur Interpretation ausgewählt. Dies dient der Dekonstruktion des Interviewzusammenhangs und der Enthaltung von

¹⁸² Froschauer/Lueger 2003, 102.

¹⁸³ Froschauer/Lueger 2003, 103.

Vorwissen. Grundsätzlich kann eine zufällige Stichprobe herangezogen werden, da sich „in jedem Textteil [...] Kontextstrukturen und Handlungslogiken“¹⁸⁴ reproduzieren. Von besonderem Interesse sind jedoch Textstellen vom Beginn eines Interviews, wo die ersten Strukturierungen geleistet werden sowie vom Ende eines Interviews, wenn Wichtiges resümiert wird. Es ist auch möglich, für den untersuchten Themenkomplex wichtig scheinende Stellen zu wählen, allerdings dürfen aufgrund der oben ausgeführten Art und Weise, wie objektiv-latente Sinnstrukturen zum Ausdruck kommen, unwichtig oder belanglos scheinende Stellen nicht unterschätzt werden. Im Verlauf der Forschung richtet sich die Auswahl der Textausschnitte nach dem theoretischen Sampling: es werden immer wieder solche gewählt, die durch Widerspruch oder Wiederholung an bisherige Ergebnisse anzuschließen scheinen (die Interpretation kann immer eines besseren belehren). Schwierig zu interpretieren und daher problematisch sind Interviewpassagen, die stark durch den Gesprächsfluss des Interviews und Interventionen der Interviewenden geprägt sind.

Der gewählte Textausschnitt wird einer zwei bis vier Personen zählenden *Auswertungsgruppe* vorgelegt. Die Person, die das Interview geführt, transkribiert und die entsprechende Passage gewählt hat, sollte nicht mit der Gruppe interpretieren, da ihr Vorwissen sie einschränken und an einer freien extensiven Auslegung hindern würde. Aus demselben Grund sollten die Mitglieder der Auswertungsgruppe den Verlauf des Interviews nach der von ihnen interpretierten Stelle nicht kennen. Werden ein und derselben Gruppe mehrere Textausschnitte vorgelegt, hat das in der Reihenfolge zu geschehen, in der sie im Interview auftauchen. Um die extensive Auslegung zu befördern, sollten die Gruppen, was Erfahrung mit dem untersuchten Gegenstand und Wissenschaftsdisziplin betrifft, möglichst gemischt zusammengesetzt und die einzelnen Gruppenmitglieder von persönlichen Konflikten weitgehend frei sein. Auch die Vermeidung von Zeitdruck kommt der extensiven Auslegung zugute.

Für die Qualität der Auslegung ist entscheidend, dass möglichst viele verschiedene Bedeutungsvarianten einer Textstelle entworfen und geprüft werden. Erweist sich eine Annahme im Verlauf der Interpretation als nicht zutreffend, ist „der Argumentationsgang, der zu ihr geführt hat, revisionsbedürftig“. Auch das Verfolgen und wieder Verlassen von Irrwegen gehört also mit dazu und bedeutet einen „Fortschritt der Analyse“.¹⁸⁵

¹⁸⁴ Froschauer/Lueger 2003, 112.

¹⁸⁵ Froschauer/Lueger 2003, 114.

Die Textpassage wird von der Gruppe schrittweise in **Sinneinheiten** unterteilt. Anlass für die Abteilung einer solchen Sinneinheit kann eine Pause oder das Ende eines Teilsatzes sein; die Einheit muss „gerade noch ‘Sinn’ ergeben“¹⁸⁶. An einer Sinneinheit nach der anderen wird nun eine Reihe von Fragen abgearbeitet, die sich in folgendem **Analyseschema** zusammenfassen lassen:

Para- phrase	Intentionen / Funktionen	latente Bedeutungen	Rollenver- teilung	Anschlußoptionen / Prüfung

Abb.4: Auswertungsschema für die Feinstrukturanalyse.

Der erste Schritt der ‘Paraphrase’ fragt nach dem alltäglichen Verständnis der Sinneinheit und einer dementsprechenden Umformulierung ihres Inhalts durch die Gruppe.

‘Funktionen’ und ‘Intentionen’ beziehen sich auf den subjektiven Sinn¹⁸⁷ des Gesagten. Die Auswertungsgruppe versetzt sich hier in die Situation der interviewten Person und stellt Vermutungen darüber an, was sie mit der betreffenden Aussage erreichen, worauf sie hinweisen oder was sie rechtfertigen wollte.

Zentral ist der Auswertungsschritt, der nach den ‘latenten Bedeutungen’ der Sinneinheit fragt. Hier geht es nun um die oben verhandelten Sinnstrukturen und ihre „objektiven Konsequenzen für Handlungs- und Denkweisen“. Im Gegensatz zum vorherigen Schritt identifizieren sich die Gruppenmitglieder hier nicht mit der sprechenden Person, sondern begeben sich in die Position unbeteiligter BeobachterInnen. Sie versuchen, Geschichten oder Situationen aus anderen Kontexten zu finden, in denen eine solche Aussage möglich gewesen wäre und untersuchen die strukturellen Gemeinsamkeiten mit der vorliegenden Situation. Sie experimentieren mit unterschiedlichen Wortbetonungen und –bedeutungen und fragen nach Generalisierungen, Zeitwörtern und grammatikalischen Konstruktionen. Sie untersuchen Pausen, Versprecher und Wiederholungen und fragen nach den Eigenschaften eines sozialen Umfelds, „das solche Aussagen nahe legt“.¹⁸⁸

Die Frage der ‘Rollenverteilung’ bezieht sich einerseits auf die Interviewsituation selbst und das Verhältnis zwischen interviewender und interviewter Person, andererseits auf die

¹⁸⁶ Froschauer/Lueger 2003, 114.

¹⁸⁷ Siehe oben Abschnitt II.1.2. „Sinn“.

¹⁸⁸ Froschauer/Lueger 2003, 115-117.

in der Sinneinheit explizit oder implizit vorkommenden AkteurInnen. Von Interesse ist, wie sie beschrieben werden und was ihnen zugeschrieben wird, wie sie voneinander abgegrenzt werden und wieder die Konsequenzen für Struktur und Dynamik eines sozialen Systems.

Der Schritt 'Anschlussoptionen/Prüfung' fragt nach den Möglichkeiten, die sich unter Berücksichtigung der bisherigen Interpretation für den weiteren Gesprächsverlauf ergeben. Wie könnte es weitergehen und wie auf keinen Fall? Welche Themen könnten in welchem Stil angesprochen werden? Hier werden auch Kriterien für die Beurteilung bisheriger Annahmen erstellt: Wenn wir damit Recht haben, wie geht es dann (nicht) weiter? „Unter welchen Bedingungen müsste eine Interpretation als unwahrscheinlich aufgegeben werden?“¹⁸⁹

Nach Analyse aller Sinneinheiten eines Textausschnittes wird eine ***zusammenfassende Interpretation*** vorgenommen, die die im Verlauf der Auswertung zur Sprache gekommenen Annahmen zusammenführt, auf das untersuchte Feld als Ganzes zu beziehen versucht, prüft, reformuliert, korrigiert und ergänzt.

Letztendlich ist das Ziel der Auswertung der Zugriff auf die soziale Dynamik eines Feldes, also „die (Re-)Konstruktion von Regeln, deren sich die in einem System Handelnden bedienen und die (Re-)Konstruktion jener Bedingungen, die zu solchen Regeln führen, sie erhalten bzw. modifizieren“.¹⁹⁰

Eine einzelne Feinstrukturanalyse kann so umfassende Ergebnisse nicht hervorbringen; dazu bedarf es der „***Analyse mehrerer Textausschnitte***“¹⁹¹ oder der Kombination mit anderen, auf größere Textmengen anwendbaren Analyseverfahren.

Die Methode der Feinstrukturanalyse ist also insbesondere zur Erhebung latenter Motive geeignet. Dadurch ergibt sich, dass oft Bereiche, die für die Befragten mit Ambivalenzen, Unklarheiten oder Widersprüchen behaftet sind, Thema der Ergebnisse werden. Wichtig ist, dass die Verfasserin, die die Interviews geführt hat, an deren Interpretation nicht beteiligt war und lediglich mit den Ergebnissen aus den Auswertungsgruppen arbeitet.

¹⁸⁹ Froschauer/Lueger 2003, 118.

¹⁹⁰ Froschauer/Lueger 2003, 120f.

¹⁹¹ Froschauer/Lueger 2003, 121.

II.2. Rollentheorie

Im Verlauf des dieser Arbeit zu Grunde liegenden Forschungsprozesses haben sich die Rollentheorie und ihre Begrifflichkeit als geeignete 'Gesprächspartnerinnen' erwiesen, um die sich herauskristallisierenden Ergebnisse, also erhobene Phänomene, Strukturen und Dynamiken zu formulieren und zu gliedern. Wichtig ist dabei, dass die Rollentheorie nicht von vornherein strukturierend an den Untersuchungsgegenstand herangetragen, also etwa in Interviewfragen oder in die Gespräche der Auswertungsgruppen eingespeist, sondern zu einem späteren Zeitpunkt, als sich die Ergebnisse bereits formierten, herangezogen wurde. Damit entspricht die *Integration der Rollentheorie* der 'Grounded Theory'¹⁹² und dem Verhältnis, in das sie formale Theorien (in unserem Fall wäre das die Rollentheorie) und gegenstandsbezogene Theorien (in unserem Fall die Ergebnisse der Untersuchung) gesetzt sehen will: Es seien nicht „einfach nur einige Ideen einer etablierten formalen Theorie auf den Gegenstandsbereich“ anzuwenden, „auch wenn man gewisse soziologische Sichtweisen und Annahmen von vornherein in die Untersuchung mit hineinnimmt“, sondern der umgekehrte Weg ist zu gehen: „Erst muss eine gegenstandsbezogene Theorie aus den Daten heraus entwickelt sein, um sehen zu können, welche verschiedenen formalen Theorien vielleicht für die Formulierung zusätzlicher theoretischer Aussagen in der gegenstandsbezogenen Theorie herangezogen werden und nützlich sein könnten.“¹⁹³

Im Folgenden werden zunächst unterschiedliche rollentheoretische Schulen vorgestellt und auf ihre Nützlichkeit für die vorliegende Untersuchung hin befragt und anschließend zentrale Begriffe der Rollentheorie erläutert.

II.2.1. Rollentheoretische Perspektiven

Die Rollentheorie besteht ungefähr seit der Mitte des 20. Jahrhunderts und hat sich seitdem in unterschiedlichen Ausführungen und in unterschiedlichen Disziplinen entwickelt. Nicht nur Soziologie, auch Psychologie, Psychotherapie oder Ökonomie beschäftigen sich mit der Theorie der Rolle und verwenden den Rollenbegriff uneinheitlich. Der Großteil der

¹⁹² Siehe oben Abschnitt II.1.2.

¹⁹³ Lamnek 2005, 113; siehe Glaser/Strauss 1998, 31ff.

Konzepte stimmt jedoch darin überein, unter 'Rolle' das zu verstehen, was von einem Menschen aufgrund einer bestimmten Position erwartet wird, unterschieden von seiner Person und davon, wie er sich dann tatsächlich verhält. Eine Rolle ist also ein „konsistentes Bündel normativer Erwartungen“, das „abhebbbar vom konkreten Rolleninhaber“ ist.¹⁹⁴

Uneins sind sich die rollentheoretischen Perspektiven im Wesentlichen darin, *wie* unabhängig vom handelnden Subjekt dieses Erwartungsbündel nun tatsächlich ist. Diesbezüglich formulieren die zwei Hauptströmungen der Rollentheorie, die funktionalistische und die symbolisch-interaktionistische, unterschiedliche Vorstellungen.¹⁹⁵

Die *funktionalistische Perspektive der Rollentheorie* versteht Rollen als bestehende Kombinationen von Rechten und Pflichten, mit denen das Individuum aufgrund einer bestimmten sozialen Position konfrontiert wird. Im Gesellschaftssystem bestehen diese Rollen unabhängig von ihren InhaberInnen fort; Individuen können also 'Plätze tauschen' und bestehenden Rollen annehmen oder ablegen. Fixierte Beziehungen zwischen einzelnen bestehenden Rollen stabilisieren das gesellschaftliche System. Diese Perspektive betont „die Unabhängigkeit gesellschaftlicher Strukturen von den Individuen“¹⁹⁶. Für die Handelnden wirken Rollen orientierend und motivierend, für das System stabilisierend und integrierend.

Das für die funktionalistische Strömung der Rollentheorie wesentliche Konzept von Talcott Parsons (1902-1979) rechnet mit drei gleichzeitig existierenden Systemen, deren Beziehung zueinander charakteristisch für den funktionalen Rollenbegriff ist. Das „personality system“ umfasst das einzelne Individuum, seine Ausrichtung an Werten und deren Handlungskonsequenzen. Das „social system“ bezieht sich auf zwei interagierende AkteurInnen, deren Interaktion basal auf wechselseitige Bedürfnisbefriedigung ausgerichtet ist, was ihr Interesse am Erhalt der Beziehung erhält und stabilisiert. Bestimmend und prägend für die so immer wieder aktualisierten Beziehungsmuster ist aber nicht die Interaktion selbst, sondern das dritte System, das „cultural system“, das den beiden anderen Systemen vorgängig ist und „alle verbindlichen Werte und Normen für

¹⁹⁴ Nonnenmacher 2007, 113-115.

¹⁹⁵ Der anschließende Überblick über die rollentheoretischen Schulen folgt einer Darstellung aus Nonnenmacher 2007. Wie auch in der vorliegenden Arbeit dient seine Darstellung der Rollentheorie der Einbettung einer empirischen Untersuchung; außerdem erscheint sie in Umfang und inhaltlicher Auswahl zur Orientierung geeignet.

¹⁹⁶ Nonnenmacher 2007, 117.

Akteure eines sozialen Systems“ umfasst. Dieses „cultural system“ besteht also unabhängig von den beiden anderen Systemen und wirkt auf sie ein; im Bezug auf das „social system“ ersetzen „Konventionen und Normenkonformität die unmittelbare Rückkoppelung“ an Bedürfnisbefriedigung und Interaktionspartner. Wesentlich im Unterschied zur symbolisch-interaktionistischen Perspektive ist die ‚Rangfolge‘ der Systeme: „Das Wertesystem ist somit nicht aus Interaktionen, sondern die Interaktionen aus dem Wertesystem abzuleiten.“¹⁹⁷

Genau dieser Vorrang des kulturellen vor dem sozialen System, des Wertesystems vor der Interaktion, hat der funktionalen Rollentheorie vehemente **Kritik** eingebracht. So würde die Entstehung der hier vorgeordneten Normen nicht berücksichtigt, und diese geschehe gerade über Interaktion. Der handelnde Mensch erscheine in diesem Konzept überreguliert und ausschließlich von äußerlichen Normen geleitet. Außerdem werde den Tatsachen, dass Verhalten vielfach von Beziehungen bestimmt wird und soziale Systeme und Rollen nicht stabil, sondern wandelbar sind, nicht Rechnung getragen. Das und die „Entstrukturierung der Gesellschaft“ lege eine flexiblere Vorstellung von Rollen und die „Anwendung interpretativer Regeln“ nahe.

Es scheint sachgerecht, in diesem Konflikt zwischen unterschiedlichen Arten von Rollen zu unterscheiden, denn dass es bestimmte Rollen gibt, die relativ unabhängig von Individuen bestehen, lehrt die Erfahrung, genau so wie sich beobachten lässt, dass andere Rollen stärker von ihren InhaberInnen und deren aktuellem Verhalten prägnant sind. Es ist also davon auszugehen, dass „das normative Paradigma sehr wohl zulässig ist, es jedoch nur für solche Rollen gelten dürfte, die weitgehend verpflichtend sind und von unverrückbaren Normen ausgehen“.¹⁹⁸

Die **symbolisch-interaktionistische Perspektive**¹⁹⁹ auf die Rollentheorie löst Rollen von sozialen Positionen, lässt sie weniger normativ, viel mehr dynamisch und stärker gestaltbar erscheinen. Sie geht davon aus, dass erfolgreiche soziale Interaktionen komplementär sein müssen und deswegen einer situationsspezifischen Abstimmung des Verhaltens der beteiligten Individuen bedürfen. Diese Verhaltensabstimmung kann funktionieren, weil die Individuen über allen Beteiligten bekannte Symbole kommunizieren und fähig sind, sich in das Gegenüber hinein zu versetzen und dessen Erwartungen und dessen Verhalten sowie

¹⁹⁷ Nonnenmacher 2007, 118ff; vgl. Parsons 1951.

¹⁹⁸ Nonnenmacher 2007, 120.

¹⁹⁹ Siehe auch oben Abschnitt II.1.2. zum Symbolischen Interaktionismus.

erwartbare Reaktionen auf das eigene Verhalten zu antizipieren. Es findet also eine „Kommunikation durch die innere Repräsentation des Verhaltens anderer“ statt.

Einem solchen Verständnis von Interaktion entspricht die auf George Herbert Mead (1863-1931) zurückgehende Vorstellung von drei Ebenen im Individuum: 'I' als das Subjekt im jeweils aktuellen Moment, ausgestattet mit Spontaneität, Kreativität und Triebhaftigkeit; 'me' als die vom 'I' verinnerlichten Vorstellungen anderer über es und 'self' als Integration der verschiedenen 'me's zu einem Selbstbild, einer Ich-Identität.

Ein solcherart konstituiertes Individuum erscheint „aktiv und dynamisch und nicht passiv und determiniert“.²⁰⁰

Neben der Fähigkeit zur Verhaltensantizipation und dem sich Versetzen in die Rolle des Anderen, dem „role taking“, wird einzelnen Handelnden in der symbolisch-interaktionistischen Perspektive die Fähigkeit zum „role-making“ zugeschrieben. Dies meint das Vermögen, Rollen in der Interaktion auszugestalten und auszuhandeln. Eine Rolle zu übernehmen bedeutet nicht, sich mit ihr als Ganzheit identifizieren zu müssen, sie kann im Interaktionsprozess „bestätigt, [...], abgelehnt, verändert oder neu kreiert“ werden. Individuen und ihre Interaktionen wirken aktiv und gestaltend auf Rollen ein.

Im Gegensatz zur funktionalistischen Rollentheorie, in der Rollenhandeln als „Umsetzung festgelegter Vorschriften“ erscheint, werden aus symbolisch-interaktionistischer Perspektive „Rollen erst in der Interaktion zwischen zwei Beziehungspartnern erzeugt und sind ständig modifizierbar“.²⁰¹

Die symbolisch-interaktionistische Rollentheorie hat gegenüber der funktionalen erhebliche Vorteile; vor allem erklärt sie die Herkunft von Werten und Normen und wertet damit konkrete Interaktionen in ihrer Bedeutung auf. Weitgehend unberücksichtigt bleibt hier dagegen das starre und zwingende Element, das Rollen haben können, die „Thematik von Macht, Herrschaft und Zwang“.

Denn wie schon oben erwähnt sind nicht alle Rollen gleich flexibel und gestaltbar. Immer wieder „widersetzen“ sie „sich einer eigenen Definition durch Interaktion und besitzen einen vorgegebenen und überdauernden Charakter“.

Diese Vor- und Nachteile auf beiden Seiten führen immer wieder zu Versuchen, funktionalistische und symbolisch-interaktionistische Rollentheorie zu integrieren. Einer dieser Ansätze, der für die vorliegende Arbeit geeignet scheint, unterscheidet das „Ausmaß

²⁰⁰ Nonnenmacher 2007, 121f; vgl. Mead 1978.

²⁰¹ Nonnenmacher 2007, 121-123.

der Gestaltungsfähigkeit von Rollen durch Individuen“. Er geht davon aus, dass ein gewisser Spielraum zur Interpretation von Rollen in jeder Situation gegeben ist. Wie groß die Interpretationsspielräume jeweils sind, hängt von der Art der Rolle ab, aber auch von anderen Kriterien, wie dem Selbstbild des Individuums, seiner Erfahrung mit ähnlichen Rollen, der Möglichkeit, negativen Sanktionen auszuweichen und dem Empfinden, zur eigenen Ausgestaltung der Rolle berechtigt zu sein.²⁰²

Auch für unseren Zusammenhang erhöht eine Kombination beider Perspektiven den Erklärungsgehalt der Rollentheorien. Von besonderem Interesse erscheint die organisationale Rollentheorie, die sich mit Rollen von eher hoher Bestimmtheit und Vorgegebenheit beschäftigt und den Zusammenhang von funktionalistischer und symbolisch-interaktionistischer Perspektive wie folgt formuliert: „Die Erwartungen und daraus folgend das Rollenhandeln werden stark durch die Position innerhalb der Organisation beeinflusst. Gleichzeitig besitzt die Zielperson jedoch einen Interpretationsspielraum, bei dem sich die fokale Person entscheiden kann, ob sie den Erwartungen entsprechen soll oder eben nicht.“²⁰³

II.2.2. Zentrale rollentheoretische Begriffe

Die oben beschriebene Integration von funktionalistischer und symbolisch-interaktionistischer Rollentheorie erlaubt es, in der nun folgenden Vorstellung wichtiger Begriffe Ralf Dahrendorf²⁰⁴ zu folgen. Seine in den jungen Jahren der Rollentheorie (1959) entstandenen Ausführungen sind wohl eher der funktionalistischen Perspektive zuzuordnen. Sie sind aber offen für die Ergänzung durch die symbolisch-interaktionistische Perspektive, ja stellen Fragen, an die sich die interaktionistische Schule gut anschließen lässt. Ähnlich verhält es sich mit dem Paradigma, was empirische Forschung betrifft. Dahrendorfs Text hat einen messenden und kategorisierenden, also stark quantitativen Impetus²⁰⁵ und gleichzeitig 'offene Ränder' und Fragen, die aus heutiger Perspektive den Anschluss qualitativer Methodologie und Methodik nahe legen.

²⁰² Nonnenmacher 2007, 124f.

²⁰³ Nonnenmacher 2007, 131.

²⁰⁴ Dahrendorf 2006 (16. Auflage).

²⁰⁵ Siehe zum Beispiel die Ausführungen zur Möglichkeit der Klassifizierung sozialer Rollen anhand der Qualität von Sanktionen; Dahrendorf 2006, 45.

Seine deutlichen begrifflichen Unterscheidungen in der rollentheoretischen Terminologie wollen wir uns hier zu Nutze machen.

Dahrendorf entwickelt den Rollenbegriff auf der Suche nach einer Elementarkategorie für die Soziologie, nach einer „Struktur, in deren Gewebe ein Ausschnitt der Wirklichkeit sich fangen lässt“, wie jede Wissenschaft sie bräuchte. Für die Soziologie müsste es sich dabei um einen Begriff handeln, in dem „der Einzelne und die Gesellschaft vermittelt erscheinen“. An diesem Schnittpunkt zwischen Individuum und Gesellschaft entdeckt er nun den 'homo sociologicus'²⁰⁶, den „Mensch[en] als Träger sozial vorgeformter Rollen“. Diese Rollen gehören zum Individuum *und* zur Gesellschaft, sie verbinden beide. Wie der Mensch der Psychologie oder der Ökonomie sei auch der Rollen tragende Mensch der Soziologie „kein Abbild der Wirklichkeit, sondern eine wissenschaftliche Konstruktion“, die der wissenschaftlichen Disziplin hilft, ihren Gegenstand zu fassen, zu beschreiben und zu untersuchen.²⁰⁷

Menschen besetzen nach Dahrendorf unterschiedliche **soziale Positionen**, je komplexer die Gesellschaft, desto mehr Positionen pro Mensch. Diese Positionen können etwa durch Familienstand, Beruf, Nationalität oder Hobbies gegeben sein und jede einzelne davon lässt sich über eine Vielzahl von Bezügen beschreiben. Das Netz von Bezügen, das eine Position umgibt, wird **Positionsfeld** genannt, die jeweiligen voneinander unterscheidbaren Bezüge einer Position **Positionensegmente**. So könnte etwa eine Person, die die Position 'PfarrerIn' innehat, gleichzeitig die Positionen Schwester, Freundin, Österreicherin und Schwimmerin innehaben. Das Positionsfeld PfarrerIn umfasst beispielsweise die Positionensegmente PfarrerIn-MitarbeiterInnen, PfarrerIn-Presbyterium, PfarrerIn-Kirchenleitung, PfarrerIn-Gemeinde etc.

Positionen sind mit erwarteten Verhaltensweisen assoziiert, die **Rollen** genannt werden. Während Positionen also statisch Orte in sozialen Feldern benennen, bezeichnen Rollen dynamischer „die Art der Beziehungen zwischen den Trägern von Positionen und denen anderer Positionen desselben Feldes“. Die Art der Beziehung kann im jeweils erwarteten **Rollenverhalten** oder in erwarteten **Rollenattributen** - „Ansprüche an [...] Aussehen und [...] 'Charakter'“ - ausgedrückt werden. „Soziale Rollen sind Bündel von Erwartungen, die sich in einer gegebenen Gesellschaft an das Verhalten der Träger von Positionen knüpfen.“

²⁰⁶ So der Titel von Dahrendorfs Einführung zur Rollentheorie.

²⁰⁷ Dahrendorf 2006, 21-25.

Analog zu mehreren sozialen Positionen ist das Individuum mit mehreren Rollen konfrontiert, von denen jede sich aus unterschiedlichen ***Rollensegmenten*** zusammensetzt.
208

Rollen beinhalten Verhaltenserwartungen von unterschiedlicher Verbindlichkeit, deren Einhaltung oder Nicht-Einhaltung soziale Sanktionen unterschiedlicher Qualität nach sich zieht. ***Muss-Erwartungen*** sind „der harte Kern jeder sozialen Rolle“²⁰⁹. Sie sind ausdrücklich formuliert und schriftlich festgehalten (etwa das Dienstrecht bei Berufsrollen), es ist mit negativen Sanktionen bei Nicht-Einhaltung und kaum mit positiven Sanktionen bei Einhaltung zu rechnen.

Auch ***Soll-Erwartungen*** können mit negativen Sanktionen verbunden sein. Wer sie erfüllt, kann mit positiven sozialen Sanktionen wie Sympathie und Anerkennung rechnen, er oder sie „‘verhält sich vorbildlich’, ‘tut immer das richtige’, auf ihn ‘ist Verlass’“²¹⁰.

Auch die dritte Gruppe der ***Kann-Erwartungen*** verspricht positive soziale Sanktionen. Verglichen mit Muss- und Soll-Erwartungen sind der Inhalt der Kann-Erwartungen einer Rolle und die damit verbundenen Sanktionen schwer zu erheben und zu formulieren. Dahrendorf beklagt, dass „brauchbare Methoden zur Ermittlung nicht fixierter Rollenerwartungen“²¹¹ noch nicht gefunden sind. Es scheint, dass sich hier ein geradezu klassischer Einsatzbereich für qualitative Forschungsstrategien auftut.

Dahrendorf unterstreicht immer wieder die unausweichliche und bestimmende, die „ärgerliche“²¹² Dimension von Rollen, schränkt diese Negativbewertung aber von zwei Seiten her ein. Einerseits stellen gesellschaftlich geprägte Rollen ein Gerüst dar, das Sicherheit und Orientierung bietet und es ist zu bezweifeln, ob ein Mensch, der keine Rollen kennt, sein Verhalten sinnvoll zu gestalten in der Lage wäre. Der erfolgreiche Umgang mit bejahten Rollen und die Erfüllung von als sinnvoll empfundenen Rollenerwartungen sind höchst bereichernde Aspekte sozialen Lebens und „es scheint sicher, dass die Befriedigungen, die wir erfahren, uns häufig aus den Rollen, die nicht unser Werk sind, erwachsen“. Außerdem seien – und hier kommt der Leserin die symbolisch-interaktionistische Perspektive in den Sinn - Rollen mit Spielräumen und der Möglichkeit zu autonomer Ausgestaltung und Reaktion auf Erwartungen versehen. „Es

²⁰⁸ Dahrendorf 2006, 37.

²⁰⁹ Dahrendorf 2006, 42.

²¹⁰ Dahrendorf 2006, 43.

²¹¹ Dahrendorf 2006, 54.

²¹² Dahrendorf spricht unter Bezugnahme auf soziale Rollen gerne von der „ärgerliche[n] Tatsache der Gesellschaft“; zum Beispiel Dahrendorf 2006, 24.

gibt einen Bereich, in dem der Einzelne frei ist, seine Rollen selbst auszugestalten und sich so oder anders zu verhalten.“

Eine gewisse Verbindlichkeit sozialer Rollen und die negativen Sanktionen, die je nach Qualität der Erwartungen zu ihrer Einmahnung zur Verfügung stehen, bleiben aber erhalten. So erscheint „das Problem der Freiheit des Menschen als gesellschaftlichen Wesens“ als ein „Problem des Gleichgewichts zwischen rollenbestimmtem Verhalten und Autonomie“.²¹³

Ausgehend von der Frage nach den ausführenden Subjekten, was Rollenerwartungen und Sanktionen betrifft, entwickelt Dahrendorf die Kategorie der *Bezugsgruppe*. Bezugsgruppen machen das Beziehungsfeld des Trägers oder der Trägerin einer sozialen Rolle aus, sie repräsentieren für ihn oder sie die Gesellschaft und ihre Erwartungen und reagieren mit positiven oder negativen Sanktionen auf sein oder ihr Verhalten. Das Verhältnis zwischen TrägerIn einer Rolle und einer Bezugsgruppe bildet ein Rollensegment. Im oben bemühten Beispiel der Pfarrerin tauchen die Bezugsgruppen MitarbeiterInnen, Presbyterium, Kirchenleitung und Gemeinde auf, die jeweils unterschiedliche Erwartungen an die Trägerin der Rolle „Pfarrerin“ richten und unterschiedliche Sanktionen zur Verfügung haben.

Interessant bezüglich der Passung qualitativer Methodologie zu diesem theoretischen Konzept sind die Ausführungen Dahrendorfs darüber, dass Rollenerwartungen von Bezugsgruppen nicht zu erheben seien, indem man einfach Angehörige dieser Gruppen nach ihrer Meinung befragt. Rollenerwartungen seien verbindlich und wirksam, unabhängig von der Meinung konkreter Einzelpersonen. Sie müssen sich „prinzipiell von den Meinungen der Einzelnen innerhalb und außerhalb der Gruppe ablösen lassen“²¹⁴. Wieder thematisiert Dahrendorf das Problem, wie denn solche Erwartungen erhoben werden könnten, wenn eine simple Meinungsbefragung doch den Kern der Sache zu treffen nicht in der Lage ist. Es liegt die Vermutung nahe, dass hier davon die Rede ist, was in qualitativer Terminologie 'objektiv-latente Sinnstrukturen'²¹⁵ genannt wird und dass die Anwendung qualitativer Forschungsstrategien Möglichkeiten zur Bearbeitung von Dahrendorfs Dilemma eröffnen könnte.

²¹³ Dahrendorf 2006, 46f.

²¹⁴ Dahrendorf 2006, 53.

²¹⁵ Siehe unten Abschnitt II.1.4.

Mit der Frage, „wie denn diese Rollen gekommen oder, was dasselbe ist, auf welche Weise sie verändert und außer Kraft gesetzt werden können“²¹⁶, zu deren Beantwortung Dahrendorf nur einen vagen Vorstoß macht und die er im wesentlichen stehen lässt, zeigt sich ein weiterer offener Rand, der die Verbindung mit symbolisch-interaktionistischen Überlegungen nahe legt. Tatsächlich werden auch Schritte in eine entsprechende Richtung gesetzt, wenn festgestellt wird, sämtliche Rollen beließen dem Individuum „einen wesentlichen Rest, der sich der Berechnung und Kontrolle entzieht“²¹⁷, Rollenerwartungen erschienen nur selten als absolut fixiertes Bündel definitiver Bestimmungen und öfter „als Sektor erlaubter Abweichungen“ und „das tatsächliche Verhalten und die Meinungen des Einzelnen“ beförderten den Wandel und die Umgestaltung von Rollenerwartungen und Sanktionen.²¹⁸

Die Einführung des Begriffs der Bezugsgruppe ermöglicht nach Dahrendorf die Bestimmung und Untersuchung einer „schwerwiegende[n] Form des sozialen Konflikts“²¹⁹, des **Rollenkonflikts**. Bei der Differenzierung verschiedener Formen von Rollenkonflikten wird im Folgenden über Dahrendorf hinausgegangen. Seit dem Erscheinen seiner Einführung ist hier weitere, für uns nützliche Unterscheidungsarbeit geleistet worden.

Es können vier Grundtypen von Rollenkonflikten unterschieden werden²²⁰:

- Intra-Sender-Konflikte beziehen sich auf unterschiedliche Erwartungshaltungen, die von ein und derselben Bezugsgruppe gesendet werden. Der Konflikt für den Rollenträger oder die Rollenträgerin entsteht dann, wenn widersprüchliche Erwartungshaltungen von einer Bezugsgruppe oder auch einer einzelnen Vertreterin, einem einzelnen Vertreter der Bezugsgruppe auf ihn oder sie zukommen.
- Inter-Sender-Konflikte entstehen, wenn die Erwartungshaltungen unterschiedlicher Bezugsgruppen miteinander nicht in Einklang zu bringen sind. Die rollentragende Person ist dann zwischen widersprüchlichen

²¹⁶ Dahrendorf 2006, 55.

²¹⁷ Vgl. das 'I' des Symbolischen Interaktionismus.

²¹⁸ Dahrendorf 2006, 64f.

²¹⁹ Dahrendorf 2006, 57.

²²⁰ Vgl. Nonnenmacher 2007, 132f.

Erwartungen zweier Rollensegmente hin- und hergerissen, man spricht auch vom 'Two-Bosses-Dilemma'.

- Ein Inter-Rollen-Konflikt besteht zwischen zwei unterschiedlichen Rollen ein und derselben Person. Nicht widersprüchliche Erwartungshaltungen aus einem einzigen Positionsfeld machen dann Schwierigkeiten, sondern schwer vereinbare Erwartungen an das Verhalten der rollentragenden Person aufgrund verschiedener Positionen und Rollen, die die Person innehat.
- Personen-Rollen-Konflikte bezeichnen eine Unvereinbarkeit zwischen einer Rollenerwartung und dem personalen System der rollentragenden Person. Die Erwartungen können etwa der Weltanschauung oder den moralischen Wertvorstellungen der betreffenden Person zuwider laufen oder die Person definiert die Rolle anders und empfindet eine Rollenerwartung als illegitim.

Ein Sonderfall des Rollenkonflikts ist die **Rollenambiguität**. Sie bezeichnet Unklarheiten bezüglich des erwarteten Rollenverhaltens. Der rollentragenden Person stehen zu wenige Informationen zur Verfügung, um die Rolle erfüllen und den Erwartungen entsprechen zu können. Es kann sich zum Beispiel um Unklarheiten im Bezug auf konkretes Verhalten, Art der zu erfüllenden Aufgaben oder die Abgrenzung von Kompetenzbereichen handeln.²²¹

Rollenkonflikte und Rollenambiguität sollen hier unter dem Oberbegriff **Rollenstress** zusammengefasst werden.²²²

Bald nach Entstehung der Rollentheorie und der Entwicklung des Begriffs des Rollenkonflikts schien es wahrscheinlich, dass Rollenstress einen wesentlichen Einflussfaktor für das Verhalten des Menschen als TrägerIn von Rollen darstellt. Das Vorhandensein oder Ausbleiben von Rollenstress hat deutliche „Implikationen für das Wohlbefinden und die Leistung von Individuen“²²³ und damit auch für Gruppen und Organisationen. Beginnend mit ersten grundlegenden Untersuchungen in den späten 50er- und frühen 60er Jahren²²⁴ sind die Phänomene Rollenkonflikt und Rollenambiguität vielfach empirisch untersucht worden.²²⁵ Nicht alle Untersuchungen kommen zu denselben

²²¹ Vgl. Nonnenmacher 2007, 134.

²²² Vgl. Nonnenmacher 2007, 132.

²²³ Nonnenmacher 2007, 135.

²²⁴ Vgl. Nonnenmacher 2007, 136.

²²⁵ Eine Übersicht über die durchgeführten Untersuchungen und ihre Ergebnisse findet sich bei Nonnenmacher 2007, 137ff.

Ergebnissen, doch lassen sich deutliche Tendenzen und Wahrscheinlichkeiten im Hinblick auf die **Auswirkungen von Rollenstress** feststellen. So neigen Personen, die Rollenstress ausgesetzt sind, eher zum Wechsel des Arbeitsplatzes, zeigen eine geringe Arbeitszufriedenheit und geringe Leistung sowie wenig Zustimmung zu und Identifikation mit dem Arbeitgeber, der Institution oder Organisation und ihren Interessen. Dementsprechend negativ scheint sich Rollenstress auf Engagement, Motivation und Innovationsbereitschaft auszuwirken. Besonders massiv zeigen sich die Auswirkungen von Rollenkonflikten und Rollenambiguität in psychosomatischen Beschwerden, Belastungs- und Angstgefühlen und den Symptomen des Burnout-Syndroms.

Der Umgang mit Rollenstress ist etwas höchst Individuelles, dementsprechend unterschiedlich wirken sich die gleichen Arbeitsbedingungen auf verschiedene Personen aus. „Die Folgen von Rollenkonflikten sind [...] in hohem Maße von der Persönlichkeit des Betroffenen abhängig.“²²⁶

Jedenfalls scheint Rollenstress in Berufen mit 'Kundenkontakt', seien es nun klassische Dienstleistungsberufe oder der Pfarrberuf, eine besonders große Rolle zu spielen. Denn hier besteht die zu erbringende Leistung zu großen Teilen in gelingender Interaktion, die das Erfüllen von gegenseitigen (Rollen)erwartungen mit einschließt. Sehr wirtschaftswissenschaftlich orientiert, aber zum Transfer in unseren Zusammenhang geeignet, schreibt Nonnenmacher: „Eine geringe Motivation bzw. Innovationsbereitschaft, ein unzureichendes Commitment oder eine hohe Arbeitsunzufriedenheit aufgrund von Konflikten und Ambiguitäten ist eher für Dienst- als für Sachleistungen ein Problem, da im Dienstleistungsbereich Verhaltensfolge Unternehmensfolge darstellen. Das Ziel einer Organisation von Dienstleistungsprozessen muss daher darin bestehen, Rollenkonflikte und -ambiguität zu vermeiden.“²²⁷

II.2.3. Die Rollentheorie im theoretischen Rahmen der vorliegenden Arbeit

Über den Zusammenhang von **Rolle und Pfarrberuf** hat sich Gerhard Sauter schon 1969 Gedanken gemacht. Er vermisst in den zeitgenössischen theologischen Überlegungen zu Person und Amt „Kategorien, die es erlaub[t]en, einzelne Erfahrungen in allgemeine

²²⁶ Nonnenmacher 2007, 141.

²²⁷ Nonnenmacher 2007, 143.

Beobachtungen zu überführen“²²⁸ und landet auf der Suche nach einer solchen Kategorie bei der ‘Berufsrolle’.

Kritisch beobachtet er im ihn umgebenden Diskurs eine Rhetorik, die die Abkehr vom institutionalisierten Amt und die Zuwendung zu Person und Persönlichkeit fordert. Gleichzeitig gesteht er dieser Rhetorik ein gewisses Recht zu, das in der Kritik an einem fragwürdigen Ordnungs- und Autoritätsbegriff und entsprechender Praxis besteht. Zu problematisieren sei die hier vorausgesetzte, falsche „Alternative von Amt und Charisma, also von Autorität aus institutioneller Vermittlung und Autorität als persönlicher Qualifikation“²²⁹. Die Verwendung der soziologischen Kategorie der Rolle scheint ihm demgegenüber hilfreich, um die „Dialektik von Spontaneität und Regel, von Freiheit und Norm“²³⁰, die im Pfarrberuf zum Tragen kommt, zu fassen. Sie ermöglicht die theoretische Bearbeitung der für den Pfarrberuf typischen Notwendigkeit, mit stark vorstrukturierten Situationen doch offen und lernfähig umzugehen.

Die obige exemplarische Durchsicht von Literatur zum Pfarrberuf²³¹ zeigt, dass ungefähr drei Jahrzehnte nach diesem Plädoyer die Verwendung des Rollenbegriffs im Zusammenhang mit dem Pfarrberuf üblich geworden ist und kaum mehr problematisiert wird.

Auch die Kombination von ***Rollentheorie und Systemtheorie*** stellt kein Problem dar. Das ist von Interesse, weil die hier verwendete Methode der Feinstrukturanalyse von ihren ‘ErfinderInnen’ auf einer systemtheoretischen Grundlage entwickelt wurde und weiterhin auf dieser dargestellt wird.²³² Es wäre daher problematisch, ein dieser Grundlage widersprüchliches Konzept in die Darstellung der Ergebnisse der Untersuchung einzuführen.

Niklas Luhmann versteht in seiner Darstellung der Systemtheorie Rollen als eine von mehreren Möglichkeiten, wie in sozialen Systemen Erwartungszusammenhänge identifiziert werden. Mit in der Reihenfolge der Nennung zunehmender Abstraktion kristallisieren sich in diesem Konzept Personen, Rollen, Programme und Werte²³³ zum Zweck der Identifizierung von Erwartungen heraus. Sein Verständnis des Rollenbegriffs entspricht im Wesentlichen dem oben dargestellten: Rollen werden als Summe von

²²⁸ Sauter 1969, 471.

²²⁹ Sauter 1969, 476.

²³⁰ Sauter 1969, 477.

²³¹ Siehe oben Abschnitt I.1.

²³² Vgl. Froschauer/Lueger 2003.

²³³ Vgl. Luhmann 1993, 428ff.

Erwartungen verstanden, die unabhängig von einzelnen Menschen existieren und doch an sie herangetragen werden.

Besonders griffig formuliert Luhmann die schon bei Dahrendorf thematisierte Ambivalenz der Existenz sozialer Rollen für das Individuum: „Die vielleicht wichtigsten Erkenntnisse sind, daß auf der Ebene der Rolle einerseits besondere Erwartungssicherheiten geschaffen werden können, die keine (oder geringe) Personenkenntnisse voraussetzen, sondern anonymisierbar sind; daß aber andererseits zugleich besondere Konfliktlagen, Distanzierungen, Manipulationen, Belastungsminderungssitten mitzuerwarten sind, die jemand seiner eigenen Person gegenüber nicht riskieren bzw. nicht für angebracht halten würde.“

Luhmann versteht die Entwicklung von Rollen als Ergebnis der Geschichte von Gesellschaft, einer Art Evolution. Mit zunehmender Ausdifferenzierung von Rollen gewinne die Differenz von Person und Rolle an Bedeutung. Darunter sei nicht 'Entpersönlichung' zu verstehen; „es gibt keinen 'Trend' von Personorientierung zu Rollenorientierung“. Nicht die zunehmend stärkere Gewichtung einer der beiden Seiten der Differenz geht vor sich, sondern die Differenz an sich wird als strukturierendes Element wichtiger. Und sie beeinflusst das Individuum: „Ist diese Differenz von Person und Rolle einmal etabliert, ändert sich dadurch die Umwelt psychischer Systeme. Sie können sich als Person identifizieren und sich zugleich an Rollen orientieren. Sie geraten dadurch unter 'Rollenstress'. Sie können Rollenzugang und Rollenvermeidung zu manipulieren suchen [...]. Das Differenzerleben kann, muss aber nicht, Diskrepanzerleben sein.“²³⁴

Der Zusammenhang oder das Wechselspiel von Rollenzugang und Rollenvermeidung ist für unseren Zusammenhang ähnlich zentral wie die verwandte, von Dahrendorf festgestellte Problematik des Gleichgewichts von rollenbestimmtem Verhalten und Autonomie und wird in der Darstellung der Ergebnisse der empirischen Untersuchung wiederkehren.

²³⁴ Luhmann 1993, 431f.

II.3. Das Design der vorliegenden Untersuchung

Eine umfassende und genaue Darstellung des Forschungsprozesses gehört zu den zentralen Kriterien in der Qualitätssicherung qualitativer Forschung.²³⁵ Sie soll die Entstehung von Ergebnissen nachvollziehbar und die Ergebnisse selbst für nicht am Forschungsprozess beteiligte RezipientInnen plausibel machen. Im Folgenden werden daher die unterschiedlichen Phasen des Verlaufs der gegenständlichen Untersuchung beschrieben und getroffene Entscheidungen begründet.

II.3.1. Planungsphase

Die Planungsphase einer Untersuchung mittels qualitativer Interviews ist der ersten gedanklichen Auseinandersetzung mit dem Thema und mit Möglichkeiten seiner Erforschung gewidmet.

Ein wichtiger Schritt ist hierbei die Klärung des eigenen *Erkenntnisinteresses* und die Formulierung einer möglichst offenen *Forschungsfrage*. In unserem Fall hatte die Forscherin beim Eintritt in die Planungsphase schon Alltagswissen über das interessierende Forschungsfeld zur Verfügung. Die Erfahrungen als Gemeindeglied und ehrenamtliche Mitarbeiterin in Pfarrgemeinden, persönliche Bekanntschaften und die Absolvierung von Praktika im Lauf des Theologiestudiums hatten ihr Einblicke in den Alltag des Pfarrberufs gewährt und zur Entstehung eines diesbezüglichen Bildes beigetragen. Darüber hinaus hatten unterschiedliche universitäre Lehrveranstaltungen einen Einstieg in die theoretische Beschäftigung mit dem Pfarrberuf und seinen Eigenheiten ermöglicht.

Zu einem eher distanziert-theoretischen Erkenntnisinteresse der Forscherin am charakteristischen Profil des Pfarrberufs gesellte sich ein persönliches, das um Fragen der eigenen späteren Berufswahl und das dann zu erwartenden Arbeitsumfeld kreiste. Bald war

²³⁵ Vgl. Froschauer/Lueger 2003, 166ff.

klar, dass das Ziel einer möglichen Forschung ein tieferes Verständnis des den Pfarrberuf einbettenden Feldes wäre; ein genauerer und umfassenderer Zugriff auf Ressourcen und Probleme, auf Handlungsvarianten, Freiräume und diese bestimmende Strukturen und Dynamiken. Das Erkenntnisinteresse der Forscherin war also durch Offenheit und Neugier gekennzeichnet, durch den Wunsch nach mehr Verständnis und tieferer Kenntnis unter Abwesenheit einer konkreten Forschungsfrage oder Problemdefinition. Diese spezifische Konstellation führte dazu, dass die Forschungsstrategie des qualitativen Interviews als die am besten geeignete ausgewählt wurde.

Die Konzentration der Untersuchung auf ausschließlich weibliche Inhaberinnen des Pfarrberufs erfolgte aus unterschiedlichen Gründen. Zunächst legte die Offenheit der Forschungsfrage und die Weite des Feldes die Einführung eines begrenzenden Fokus nahe, der einen geschärften Blick auf ein bestimmtes Phänomen ermöglicht. Frauen im Pfarrberuf sind in der heutigen institutionalisierten Form eine verhältnismäßig junge Erscheinung, die noch Erforschung verdient. Empirische Untersuchungen wurden bisher vor einem folgenreichen differenztheoretischen Hintergrund durchgeführt.²³⁶ Die Bedingung für die Begrenzung der Untersuchung auf Pfarrerinnen war für die Forscherin die Grundlegung jener Begrenzung durch einen nicht differenztheoretischen, sondern konstruktivistischen Blick auf die Geschlechterdifferenz.²³⁷ Es sollte also keinesfalls mit 'die weibliche Natur' betreffenden Vorannahmen oder 'frauentypischen' Erwartungen in die Untersuchung gegangen werden. Vielmehr sollte die Zugehörigkeit zum sozialen Konstrukt Frau als formales Auswahlkriterium für die Interviews fungieren, sodass inhaltlich ein freier Raum für alle möglichen Arten von Ergebnissen aufgeht. Auch ein Vergleich mit dem sozialen Konstrukt 'Mann' zugerechneten Pfarrern war nicht intendiert. Die weitere Arbeit wurde unter den vorläufigen Titel „Beruf PfarrerIn - Probleme und Ressourcen?“ gestellt, was der qualitativen Forderung nach einer „vagen Frageformulierung“²³⁸ entspricht.

Nun ging es daran, die für die Durchführung der Forschung notwendigen **Kompetenzen** zu erlangen und ein förderliches **Forschungsumfeld** zu schaffen. Die Forscherin begann, sich in die Methodik zur Analyse sozialer Systeme mittels qualitativer Interviews einzulesen und sich mit bereits erfahrenen ForscherInnen auszutauschen. Die Begleitung der Untersuchung durch regelmäßige Privatissima und die Möglichkeit des Gesprächs mit der

²³⁶ Vgl. zum Beispiel Enzner-Probst 1995; siehe auch oben Abschnitt I.2.2.

²³⁷ Siehe oben Abschnitt I.2.

²³⁸ Froschauer/Lueger 2003, 22.

Betreuerin der Arbeit und ihrem Team versprochen ein Umfeld, in dem Forschungsschritte, -entscheidungen und -ergebnisse besprochen und korrigiert werden konnten.

Die bereits bestehende Alltagskenntnis des Feldes wurde über Gespräche mit 'Insidern' vertieft und mögliche **Zugänge zum Forschungsfeld** wurden überlegt. Die Forscherin entschied sich gegen die Variante des Zugangs über vorgelagerte Organisationen wie etwa den Verein evangelischer Pfarrerinnen und Pfarrer in Österreich, die Arbeitsgemeinschaft Theologinnen oder die (vermeintliche) Erleichterung des Zugangs durch Ansuchen um Unterstützung der Kirchenleitung. Vielmehr sollte die Kontaktaufnahme persönlich und direkt, ohne zwischengeschaltete Instanzen erfolgen, um eine möglichst entspannte und vertraute Situation zu schaffen und unmittelbaren und unverzerrten Kontakt mit dem Feld zu ermöglichen. Der so erleichterte Zugriff auf Strukturierungsleistungen des Feldes sollte weiter ausgebaut und genutzt werden, indem die Akteurinnen über Weiterverweise an andere mögliche Interviewpartnerinnen in den Forschungsprozess eingebunden werden würden.²³⁹

Weitere Überlegungen im Verlauf der Planungsphase galten dem **Freispielen von Interessen**, die die Unvoreingenommenheit der Forschung gefährden könnten, sowie möglichen **Zuschreibungen**, die Interviewpartnerinnen in die Interviewsituation mitbringen könnten und deren Einfluss auf spätere Ergebnisse der Untersuchung. Die Tatsache, dass das zu untersuchende Feld in nicht allzu ferner Zukunft für die Forscherin als berufliches Umfeld von nicht zu unterschätzender Bedeutung sein würde, führte zu einer spezifischen Konstellation von Interessen und möglichen Gefährdungen, da kritische Ergebnisse der Untersuchung heikel zu kommunizieren sein würden und vielleicht umgangen werden könnten. Es wurde beschlossen, dass, um diese Gefahr abzufangen, besonderes Augenmerk und besondere Vorsicht auf die bei qualitativen Interviews ohnehin wichtige Anonymität der Interviewpartnerinnen gerichtet werden muss.

Die Zuordnung der Forscherin zum Wissenschaftssystem durch die Interviewpartnerinnen und die damit verbundenen möglichen Zuschreibungen würden sich, schon aufgrund der Forderung, Interviewpartnerinnen über das Forschungsprojekt aufzuklären, nicht vermeiden lassen. Es würde also gelten, jene Zuschreibungen über vertrauensbildende Maßnahmen, einen natürlichen Umgangston und die Schaffung einer möglichst authentischen Interviewsituation gering zu halten sowie die möglichen Folgen jener

²³⁹ Vgl. zum Übertrag von bestimmten Agenden des Forschungsprozesses an Mitglieder des untersuchten Systems Froschauer/Lueger 2003, 24.

Zuschreibungen bei Auswertung, Interpretation und Gewichtung der Ergebnisse zu berücksichtigen.²⁴⁰

II.3.2. Orientierungsphase

Während der Orientierungsphase einer qualitativen Analyse sozialer Systeme wird unter Umsetzung der in der Planungsphase getroffenen Entscheidungen ein erster Kontakt zum Forschungsfeld hergestellt. Dieser Prozess ist von besonderer Bedeutung, weil die erste Kontaktaufnahme den Rahmen für die weitere Beziehung zum Untersuchungsfeld herstellt und hier förderliche oder hinderliche Weichen gestellt werden können. In unserem Fall ist dieser Zusammenhang nicht ganz so relevant wie etwa bei der Untersuchung eines Unternehmens, in dem die MitarbeiterInnen tagtäglich im selben Gebäude zusammenarbeiten, weil PfarrerInnen relativ auf sich gestellt arbeiten und nicht im selben Ausmaß zum Austausch über die Forscherin oder das Forschungsunternehmen animiert werden. Dennoch sollte damit gerechnet werden, dass ein solcher Austausch stattfindet und die Bedeutung des Erstkontakts zum Feld nicht unterschätzt werden.

Das Erstinterview wurde mit einer Pfarrerin geführt, der die Forscherin namentlich, aber nicht eng persönlich bekannt war, so dass die Zugangsschwelle ein wenig erniedrigt, die Interviewsituation aber nicht durch Intimität verzerrt wurde. Es gelang ein nach Einschätzung der Forscherin offen und produktiv verlaufendes Interview, sodass die erste Interviewpartnerin tatsächlich weitere Kontakte herzustellen half.

Zur erfolgreichen Gestaltung der Gesprächssituation wurden im Zuge dieses ersten Feldzugangs bestimmte Vorgehensweisen geprüft, die sich bewährt haben und im weiteren Forschungsverlauf beibehalten wurden:

Um die Interviewsituation in einen Rahmen zu betten, der dem untersuchten System so weit wie möglich entspricht, wurde den potentiellen InterviewpartnerInnen angeboten, dass die Forscherin sie in ihrem Arbeitsumfeld aufsucht und ihnen außerdem die Wahl des Zeitpunktes überlassen.

Einige grundlegende Informationen über das Forschungsvorhaben wurden den Befragten im Sinne der Schaffung eines Vertrauensverhältnisses bei der ersten Kontaktaufnahme per email zur Verfügung gestellt und zu Beginn der persönlichen Treffen wiederholt. So wurde

²⁴⁰ Vgl. zum Vermeiden oder Auffangen ungünstiger Zuschreibungen an ForscherInnen: Froschauer/Lueger 2003, 24.

über Erkenntnisinteresse, Methode und ungefähre Vorgehensweise der Untersuchung informiert und die der Auswertungsmethode inhärente Notwendigkeit, die Gespräche aufzuzeichnen, erläutert, sowie um die Erteilung einer entsprechenden Erlaubnis gebeten. Außerdem wurde den Interviewpartnerinnen Anonymität und die Möglichkeit des Einblicks in die Ergebnisse der Untersuchung zugesichert.

Die Forscherin versuchte, die Techniken der für die Durchführung qualitativer Interviews unerlässlichen offenen Gesprächsführung zu verinnerlichen und im Forschungsverlauf zu verbessern. Die Gespräche sollten sich „in einer sehr offenen Weise einer nur grob umrissenen Thematik annähern und den befragten Personen einen sehr weiten Gestaltungsspielraum einräumen“²⁴¹. Dazu ist es förderlich, sich in die Position der Lernenden und zu Informierenden zu begeben und die Befragten als Expertinnen ihres Feldes zu betrachten. Dies äußert sich in aktivem Zuhören, dem Eingehen auf von den Befragten angesprochene Themen und vorsichtiges Paraphrasieren und Nachfragen. Wichtig ist die Formulierung einer möglichst offenen Einstiegsfrage, die „innerhalb der Lebenswelt der befragten Personen Relevanz aufweis[t] und eine Erzählung auslös[t]“²⁴². Die schon in der Vorbereitung auf das erste Interview formulierten Einstiegs- bzw. Impulsfragen ‘Wann sind Sie besonders gerne Pfarrerin?’ und ‘Wann sind Sie ungern Pfarrerin?’ haben sich bezüglich dieser beiden Kriterien bewährt und wurden durch den gesamten Forschungsverlauf hindurch beibehalten.

Auch Überlegungen zur sinnvollen Auswahl von Gesprächspartnerinnen gehören zur Orientierungsphase. Die Bitte um Weiterverweise durch die schon bekannten Akteurinnen des Feldes wurde diesbezüglich schon erwähnt, der für den Forschungsverlauf wesentliche Grundsatz des theoretischen Samplings soll im nächsten Kapitel erläutert werden. Eine dritte Überlegung, die in die Auswahl von Interviewpartnerinnen hineinspielte, betraf die Repräsentation einer möglichst großen Vielfalt an Lebenssituationen. So sollten Stadtpfarrerinnen und Landpfarrerinnen unterschiedlichen Alters und in unterschiedlichen familiären Situationen unter den Befragten vertreten sein.

Am Ende der Orientierungsphase war das Erstinterview einigen Analysen unterzogen, der weitere Zugang zum Feld geregelt und die Forschungsfrage an den ersten Ergebnissen geprüft und in ihrer Offenheit beibehalten worden.

²⁴¹ Froschauer /Lueger 2003, 34.

²⁴² Froschauer/Lueger 2003, 62.

II.3.3. Zyklische Hauptforschungsphase

Planungsphase und Orientierungsphase dienen – neben den Erkenntnissen, die sie selbst schon produzieren - einer möglichst optimalen Vorbereitung der Hauptforschungsphase. Diese gilt als das Kernstück des Forschungsverlaufs, treibt den Forschungsprozess methodisch und inhaltlich voran und generiert Teilergebnisse und Ergebnisse.

Sie besteht aus durch Reflexionsphasen getrennten Analysezyklen, in denen jeweils Daten erhoben, interpretiert und Ergebnisse geprüft und gebündelt werden.

In unserem Fall bestand nach dem Erstinterview jeder Analysezyklus aus Datenerhebung in Form von Durchführung und Transkription eines Interviews und der Auswertung durch durchschnittlich zwei Feinstrukturanalysen in heterogen zusammengesetzten Auswertungsgruppen. Auf diese Art und Weise wurden vier Forschungszyklen durchlaufen. Inklusive Erstinterview und Auswertung desselben wurden fünf Interviews und zwölf Feinstrukturanalysen durchgeführt. Nach jedem Zyklus wurden die neuen Ergebnisse mit den bisherigen verglichen und der jeweilige Forschungsstand formuliert. Besonders anfänglich wurden einzelne Textstellen zur Kontrolle zwei unterschiedlichen Auswertungsgruppen vorgelegt.

Die zyklische Anordnung der Forschungsschritte sorgte für ein „unentwegtes Ineinandergreifen von Erhebung und Interpretation“²⁴³ und die zwischengeschalteten Reflexionsphasen ermöglichten, Entscheidungen zum weiteren Forschungsverlauf dem erhobenen Material und den formulierten Zwischenergebnissen anzupassen.

Nachdem in jedem Forschungszyklus wesentlich mehr Material erhoben als analysiert wurde, war die sorgfältige Auswahl der zu analysierenden Textausschnitte von Bedeutung. Nach der Auswahlstrategie des theoretischen Samplings²⁴⁴ kommen hierbei zwei Prinzipien zum Tragen: Einerseits sind Textausschnitte zu wählen, von denen erwartet wird, dass ihre Analyse bisherigen Ergebnissen widersprechen könnte. Dieses Entscheidungsprinzip dient dazu, die Untersuchung einer möglichst großen Vielfalt an Phänomenen zu gewährleisten und eine vorschnelle Festlegung auf einzelne Typen oder Interpretationswege zu vermeiden. Man spricht von „Inklusion auf der Basis maximaler struktureller Variation“²⁴⁵. Andererseits ist Material zu interpretieren, das bisherige Ergebnisse voraussichtlich bestätigen wird und damit Interpretationen und Hypothesen

²⁴³ Froschauer/Lueger 2003, 28.

²⁴⁴ Froschauer/Lueger 2003, 29; vgl. Glaser/Strauss 1998, 53ff.

²⁴⁵ Froschauer/Lueger 2003, 29.

stabilisiert. Dies ermöglicht die Prüfung und argumentative Schärfung oder Modifikation von Annahmen, indem spezifische Teilbereiche oder Sonderfälle integriert werden können. Dieses Vorgehen wird „Inklusion auf der Basis der Unterschiedsminimierung“²⁴⁶ genannt.

Die beiden Kriterien des theoretischen Samplings wurden wie schon erwähnt nicht nur zur Auswahl der zu interpretierenden Textausschnitte, sondern auch zur Entscheidung für mögliche Interviewpartnerinnen herangezogen. Es wurde also vor jeder Kontaktaufnahme überlegt, welche Gesprächspartnerin möglicherweise bisherige Ergebnisse bestätigen oder widerlegen könnte. Diese Fragen gesellten sich als drittes Auswahlkriterium zu den schon erwähnten des Weiterverweises durch Akteurinnen des sozialen Feldes und der möglichst heterogenen Zusammensetzung was Alter, Gemeindemilieu und Lebenssituation betraf.

Während der Reflexionsphasen wurden nicht nur Ergebnisse überprüft und Überlegungen zum theoretischen Sampling angestellt, sondern auch andere Entscheidungen zum weiteren Forschungsverlauf getroffen. „Der Reflexionsprozess unterstützt die Entwicklung und Steuerung des Forschungsprozesses“ und „durchleuchtet die Rahmenbedingungen der Forschungsdurchführung“²⁴⁷. Beispielsweise wurde während einer solchen Reflexionsphase beschlossen, zugunsten der unbedingten Absicherung der Anonymität der Befragten Gesprächspartnerinnen aus ganz Österreich zu kontaktieren und eine größtmögliche regionale Streuung anzustreben. Ein anderes Ergebnis solcher Reflexion war der Beschluss, die Reihenfolge der Impulsfragen (siehe oben Abschnitt II.3.2. Orientierungsphase) abzuwechseln, also einmal zuerst nach positiven Aspekten der Berufserfahrung der Befragten und einmal zuerst nach negativen zu fragen, um keine negativen oder positiven ‚Schleifen‘ beziehungsweise Einseitigkeiten der Gespräche zu riskieren.

Inhaltlich sei zum zyklischen Forschungsverlauf schon verraten, dass schon sehr bald Annahmen zum Verhältnis generiert wurden, in das die Befragten sich zum Konstrukt ‚Pfarrerin‘ setzen. Außerdem fiel den Auswertungsgruppen immer wieder eine Art Druck oder ‚diffuse Macht‘ als Akteurin auf, durch die die Befragten sich zu einem bestimmten Verhalten gedrängt oder aufgefordert fühlten. Dieser Druck wurde bald mit dem oben erwähnten Konstrukt Pfarrerin und damit verbundenen Erwartungen in Zusammenhang gebracht, was die Forscherin dazu bewog, sich mit der Theorie der sozialen Rolle zu

²⁴⁶ Froschauer/Lueger 2003, 30.

²⁴⁷ Froschauer/Lueger 2003, 29.

beschäftigen. Waren die ersten Analysezyklen der Entdeckung und Identifikation von Rolle und Rollenerwartungen in der Tiefenstruktur der Interviews sowie den Reaktionen der Befragten darauf gewidmet, bewegten sich die späteren Zyklen beim Verfolgen dieser Spur eher in Richtung Beobachtung der Auswirkungen dieses Verhältnisses zwischen Befragten und Rollenerwartungen auf bestimmte Felder des Berufsalltags, in rollentheoretischer Terminologie auf bestimmte Rollensegmente.

Analysezyklen wurden gemäß den Grundregeln qualitativer Forschung so lange durchgeführt, bis sich die Auslegung stabilisierte und immer wieder kehrende Ergebnisse die Formulierung von Thesen zuließen. Die sich einstellende „Sättigung der theoretischen Argumentation“²⁴⁸ veranlasste den Übergang zur letzten Forschungsphase.

II.3.4. Phase der Ergebnisdarstellung

Der Schritt der Ergebnisdarstellung zielt auf eine möglichst nachvollziehbare und plausible Aufbereitung der für potentielle AdressatInnen relevanten Erkenntnisse der Untersuchung. Es muss also zunächst festgestellt werden, welche „relevanten Bezugskollektive[...]“²⁴⁹ als RezipientInnen der Ergebnisdarstellung in Frage kommen. Bei der gegenständlichen Untersuchung handelt es sich hierbei einerseits um das Wissenschaftssystem, in dessen Rahmen die Forschungsarbeit durchgeführt wurde und anerkannt werden möchte, andererseits um verschiedene kirchliche Gruppen (PfarrerInnen, PfarrerInnen in Ausbildung, Kirchenleitung), für die die gewonnenen Ergebnisse besondere Relevanz haben könnten.

Weiters stellt sich in der Phase der Ergebnisdarstellung die Frage, welche Informationen zur Einbettung und Absicherung der Ergebnisse vonnöten sind. Dabei geht es um theoretische Informationen zum untersuchten Gegenstand, um LeserInnen die Möglichkeit zu geben, die Ergebnisse im Rahmen des aktuellen Diskurses zu verorten. Andererseits müssen die wichtigsten Informationen zur Forschungsdurchführung ausgewählt werden, die einen Nachvollzug der Ergebnisentstehung ermöglichen und damit wesentlich zur Vertrauenswürdigkeit der Ergebnisse beitragen. Im vorliegenden Fall wurde Literatur zum Pfarrberuf, zu Frauen im Pfarrberuf und zur Rollentheorie als relevant für die Einbettung

²⁴⁸ Froschauer/Lueger 2003, 30.

²⁴⁹ Froschauer/Lueger 2003, 31.

der Ergebnisse ausgewählt. Außerdem sollten Informationen zur Verfügung gestellt werden, die ein einigermaßen umfassendes Verständnis der gewählten Methode und ihrer Begründung ermöglichen.

Die Transkripte der Interviews und die Protokolle der Auswertungsgruppen sowie der Reflexionsphasen befinden sich bei der Forscherin. Die Namen der Befragten sowie der Mitglieder der Auswertungsgruppen sind der Forscherin bekannt. Um Anonymität zu gewährleisten, wurden Transkripte und Protokolle von Namen und anderen Hinweisen auf die Identität der Beteiligten (Orte, im Falle der Auswertungsgruppen berufliche Tätigkeit oder Ähnliches) bereinigt. Diese anonymisierte Form wurde für Zitate in der Ergebnisdarstellung herangezogen.

Hier eine schematische Darstellung des gesamten Forschungsprozesses zur Übersicht:

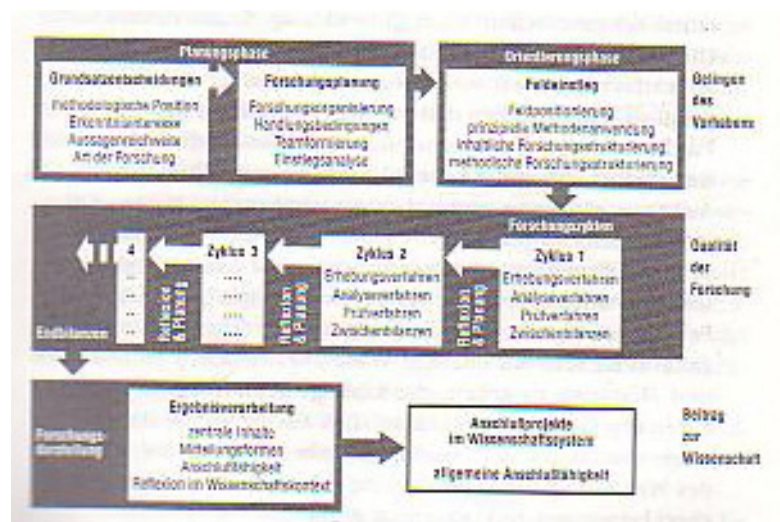


Abb.5: Der Forschungsprozess

III. EMPIRISCHER TEIL - ERGEBNISSE

Dieses letzte Kapitel gliedert sich in drei Abschnitte. Im ersten werden die Ergebnisse der Untersuchung dargestellt, wobei Beispiele aus dem Prozess der Ergebnisgenerierung gebracht werden. Der zweite Abschnitt konfrontiert diese Ergebnisse mit der im theoretischen Teil der Arbeit dargestellten Literatur und diskutiert sie in diesem Rahmen. Hier findet nun auch eine kritische Würdigung der Literatur im Gespräch mit den Ergebnissen der Studie statt. Im letzten Abschnitt des Kapitels werden Handlungskonsequenzen überlegt und Schlussfolgerungen gezogen.

III.1. Ergebnisdarstellung

Die Erkenntnisse der Auswertungsgruppen während der Orientierungs- und der zyklischen Hauptforschungsphase setzten sich in Wiederholung, Widerspruch und Variation zu einem Muster zusammen, das im Folgenden dargestellt werden soll. Die Formulierung von Hypothesen ist ein Versuch der Forscherin, wesentliche Aspekte der Dynamik, die sich ihr im Verlauf des Forschungsprozesses darstellte, wiederzugeben. Die Hypothesen sind nicht als statisch und voneinander getrennt bestehende Sachverhalte zu verstehen, sondern fügen sich, einander überschneidend und voneinander abhängig, in die prozessuale Dynamik des sozialen Systems, aus dessen Beobachtung sie entnommen sind. Daraus und aus den obigen Ausführungen zur qualitativen Methodologie ergibt sich selbstredend, dass die Hypothesen im Lauf der Studie aus dem Material generiert und nicht etwa zum Zwecke der Verifikation oder Falsifikation von vornherein an das Material herangetragen wurden.

Beim Lesen der Interviewzitate ist zu beachten, dass es sich hier um gesprochene Sprache handelt, die in verschriftlichter Form leicht ungewohnt und etwas holprig wirken kann. Eine vereinfachte oder geglättete Wiedergabe der Zitate ist deshalb nicht angezeigt, weil die Details der Formulierung und Artikulation für das Analyseverfahren von großer Bedeutung sind. Noch einmal soll darauf hingewiesen werden, dass die Verfasserin dieser Arbeit nicht interpretiert hat, sondern mit den Analyseergebnissen aus den Auswertungsgruppen arbeitet. Alle folgenden Ergebnisse gelten nur im Bezug auf die

durchgeführte Studie und sind nicht für Generalisierungen geeignet, bieten aber einen Blick auf Details, der theoretischen Entwürfen verwehrt bleibt.

Wie schon erwähnt ist die Entdeckung der Wirksamkeit der sozialen Rolle 'Pfarrerin' im Umfeld der Befragten ein wesentlicher Baustein der gewonnenen Erkenntnisse (Hypothese 1). Darauf baut die Identifizierung bestimmter Muster auf, nach denen sich die Befragten zu dieser Rolle ins Verhältnis setzen. Hier geht es um die Beziehung und Abgrenzung zwischen den personalen Systemen der Befragten und den aus den sie umgebenden Systemen an sie herangetragenen Rollenerwartungen, mit Dahrendorf um den Ort, wo sich die Begegnung von Einzelnem und Gesellschaft vollzieht oder um die Begegnung von 'homo sociologicus' und 'psychological man'²⁵⁰ (Hypothese 2). Ein dritter Schritt beschreibt wiederholt beobachtete soziale Dynamiken in einzelnen Rollensegmenten (Hypothese 3). Verschieden eindeutig zeigen sich hier Verbindungslinien zu den in Hypothese 2 dargestellten Mustern. Schließlich widmet sich ein vierter Teil der Ergebnisdarstellung dem Phänomen des Rollenstress (Hypothese 4). Dieser Teil stellt eine Sammlung der erhobenen Möglichkeiten an Konflikten und Ambiguitäten dar; es wird gekennzeichnet, welche davon sich wiederholt gezeigt haben und welche als singuläre Fälle exemplarisch für die Existenz von Rollenstress stehen.

III.1.1. Die soziale Rolle als Systemakteurin

Hypothese 1: Die Berufsrolle Pfarrerin ist in der Lebenswelt der Befragten als starke eigenständige Akteurin vorhanden.

In nahezu allen ausgewerteten Textstellen stießen die Auswertungsgruppen auf das Phänomen der sozialen Rolle, obschon die Befragten den Rollenbegriff nicht explizit verwendeten. Die Rolle Pfarrerin wurde als Akteurin in der Struktur der Lebenswelt der Befragten identifiziert, sobald diese sich intensiv zu einem bestimmten Handeln oder Verhalten aufgefordert bis hin zu gedrängt zeigten, ohne dass uitgemaakt werden konnte, wer genau Urheber dieser Forderung ist oder das gewünschte Verhalten einmahnt oder überwacht. Wurde also das Phänomen beobachtet, dass Erwartungen oder

²⁵⁰ Dahrendorf 2006, 39.

Verhaltensnormen stark im Umfeld der Befragten verankert sind und auch von diesen teilweise akzeptiert oder hingenommen werden, ohne dass eindeutige AkteurInnen damit in Zusammenhang gebracht werden können, lag es nahe, eine Rollenerwartung oder ein Rollenattribut zu vermuten und die soziale Rolle selbst als Akteurin anzunehmen.

Eine Befragte teilte etwa mit, die Pflichten des öffentlichen Repräsentierens gehörten für sie zu den weniger bereichernden Momenten ihres Berufslebens:

*„Also . sonst ah . . was ich vielleicht auch oft . nicht so ganz
angenehm empfinde, is wenn . wenn ich se.h.r viel öffentliche
Präsenz leisten muss, wo ich dann manchmal so das Gefühl hab:
Na gut die laden mich halt ein . . weils halt so dazugehört [...].“*

251

Die Auswertungsgruppe stellte im Zuge der Feinstrukturanalyse fest, dass die Befragte das Modalverb 'müssen' im Zusammenhang mit dieser Tätigkeit wählt. Die Mitglieder der Gruppe variierten die Bedeutung des Verbs: die Befragte fühlt sich genötigt, ja gar gezwungen, hat sich diese Tätigkeit nicht ausgesucht, sie wird einfach von ihr erwartet.²⁵² Die Gruppe identifizierte im Nachdenken über die Rollenverteilung in der Sinneinheit eine „dunkle, böse Masse“²⁵³, die dazu drängt, diesen Verpflichtungen nachzukommen und landet bei der Vermutung, dabei handle es sich um eine Rollenzuschreibung an die Befragte als Pfarrerin²⁵⁴. Das Verb 'müssen' gewinnt dann in diesem Zusammenhang die Bedeutung „einer Rolle genügen“²⁵⁵. Die Schlussreflexion zur Feinstrukturanalyse stellte fest, dass Rollenerwartungen im Umfeld der Befragten durchaus als Zwang empfunden werden können und einen starken und präsenten Faktor im System darstellen.

In einem anderen Beispiel wiederholt die Befragte nachdenklich die Impulsfrage der Interviewerin, wann sie gerne Pfarrerin sei:

*„ ahm wann bin ich gerne Pfarrerin .. “*²⁵⁶

²⁵¹ I3, Z37-Z39.

²⁵² FSA10, Z32, Z37.

²⁵³ FSA10, Z38.

²⁵⁴ FSA10, Z39.

²⁵⁵ FSA10, Z34.

²⁵⁶ I2, Z18.

Die Auswertungsgruppe analysierte Pausen und Füllworte und kam zu dem Schluss, dass mit der Nennung des Wortes 'Pfarrerin' für die Befragte ein eigenständiges und von ihren eigenen Erfahrungen unabhängiges Konstrukt in den Raum tritt. Sie hat nun nicht ausschließlich erlebte Situationen, sondern „ein allgemein bekanntes Berufsbild, eine 'job description' Pfarrerin, im Kopf“²⁵⁷. Das sozial konstruierte Bild, das mit dem Wort 'Pfarrerin' verbunden ist, bleibt im Verlauf der Sinneinheit sehr präsent, das erkannte die Auswertungsgruppe etwa am verstärkten Gebrauch des Subjekts 'man' anstelle von 'ich', wenn die Befragte über ihren Beruf spricht.²⁵⁸ 'Pfarrerin' erscheint als vom sprechenden 'Ich' der Befragten unterscheidbare, eigenständige und getrennt zu beschreibende Größe: Die Befragte „ist sowohl in Ich als auch in Pfarrerin enthalten, aber die beiden stehen in einem Verhältnis und sind nicht deckungsgleich, werden einander auch gegenübergestellt. Ich ist nicht gleich Pfarrerin, sie ist (manchmal) auch etwas anderes, das ist nur ein Aspekt“²⁵⁹. Im Zuge der Wiederholung der Frage scheint sich die Befragte das Rollenbild Pfarrerin vor Augen zu rufen, so die Auswertungsgruppe: „Die Frage lautet zwar Wann, aber das eigentlich große Fragezeichen ist die Pfarrerin, was das bedeutet, gilt es zu klären.“²⁶⁰

Eine andere Befragte thematisiert, dass ihre Kinder unter einer Art Kontrolle standen und ein gewisses Verhalten von ihnen erwartet wurde, weil sie Teil der Pfarrfamilie waren:

*„Und und da auch so da standen die Kinder auch noch viel mehr so
so unter der Kontrolle oder unter dem also das sind Pfarrerkinder
und die die ham sich gefälligst anders zu benehmen als andre also
da wurden andre Maßstäbe dann auch so angelegt.“²⁶¹*

Die Auswertungsgruppe stellte fest, dass als UrheberInnen oder AnwenderInnen dieser Kontrolle keine konkreten handelnden Personen in der Sinneinheit auftauchen.²⁶² Die „Kontrollinstanz [...] bleibt nebulös“, obwohl die Kontrolle „als aktivste Akteurin“ erscheint²⁶³. Sie ist mit Macht ausgestattet und ihre Existenz wird als selbstverständlich hingenommen. Die Situation wird zwar negativ geschildert, aber nicht in Frage gestellt.

²⁵⁷ FSA5, Z28.

²⁵⁸ FSA5, Z140, Z185.

²⁵⁹ FSA5, Z37f.

²⁶⁰ FSA5, Z30.

²⁶¹ I1, Z18-Z21.

²⁶² FSA1, Z54.

²⁶³ FSA1, Z52f.

Die Befragte kann sich in die Kontrollinstanz hineinversetzen, sich vielleicht sogar mit ihr identifizieren, jedenfalls hat sie ein gewisses Verständnis für ihre Forderungen. Aber sie bezieht implizit dagegen Stellung.²⁶⁴ Die Befragte ringt hier, so das Ergebnis der Schlussreflexion, mit einer Rollenerwartung und deren Legitimität.

Die Feststellung, dass Rolle und Rollenerwartungen in den Sinnstrukturen des untersuchten Systems von großer Bedeutung sind, zog weitere Beobachtungen nach sich.

III.1.2. Das Verhältnis zwischen personalem System und sozialer Rolle

Hypothese 2: Die Befragten müssen sich zur Berufsrolle Pfarrerin ins Verhältnis setzen und tun dies auf unterschiedliche Art und Weise.

Bezüglich des Umgangs der Befragten mit der von ihnen zu tragenden Rolle wurde ein Spektrum an Möglichkeiten erhoben. Es lassen sich drei Typen unterscheiden, die dieses Spektrum aufspannen. Diese Typen stellen nicht Kategorien von Personen dar, sondern bezeichnen verschiedene Möglichkeiten, wie ein personales System die Beziehung zu einer ihm angetragenen Rolle gestalten kann. Es ist also nicht jede einzelne Befragte einem Typus zuzuordnen; vielmehr stehen allen Befragten alle drei Typen zur Verfügung und sie wechseln in deren Gebrauch ab, oft im Laufe des Interviews, manchmal auch im Lauf eines interpretierten Textausschnitts. Weil diese Typen Denk- und Handlungsvarianten und nicht Personenkategorien bezeichnen, soll im Folgenden von 'Modi' gesprochen werden. An den angeführten Beispielen wird auffallen, dass der manifeste Inhalt einer Aussage durchaus in eine andere Richtung weisen kann als die latenten Strukturen, die die Auswertungsgruppen erhoben und die zur Kategorisierung der drei Modi – Verschmelzung/Diffusion, Abwehr, Unterscheidung – geführt haben. Auch die Wechselwirkungen zwischen den einzelnen Modi und Möglichkeiten ihres Ineinandergreifens werden sich zeigen.

²⁶⁴ FSA1, Z45, Z83f, Z97ff.

III.1.2.1. Modus Verschmelzung/Diffusion

Der hier 'Verschmelzung' genannte Modus ist dadurch gekennzeichnet, dass ein bewusstes Unterscheiden zwischen der eigenen Person und der Berufsrolle nicht praktiziert oder abgelehnt wird. Die Befragten scheinen in ihren sprachlichen Äußerungen mit der Rolle zu verschwimmen, Grenzen werden unklar, die Differenz wird nicht gesehen und reflektiert. In den Feinstrukturanalysen ist die Diffusion auf sprachlicher Ebene zu beobachten: oft ist die genaue Zuordnung von Handlungen und Handelnden schwierig, Pronomen wechseln oder Subjekte sind unklar. Die Rolle und mit ihr assoziierte Erwartungen stellen sich als diffuse, schwer zu identifizierende Macht dar, die größer und älter ist als die Befragten, Forderungen stellt und gehörigen Druck ausüben kann. Sie zeigt sich bei genauerem Hinsehen von den in den sprachlichen Äußerungen handelnden Bezugsgruppen getrennt, wird also nicht personifiziert. Kommt dieser Modus zur Anwendung, zeigt sich oft zeitgleich eine Haltung der Resignation gegenüber Vorgegebenem oder des Ausgeliefert-Seins und wenig Glaube an die Möglichkeit eigener Einflussnahme auf die Verhältnisse, an diesbezügliche Veränderung, an Dynamik, Prozess oder Kommunikation. Es kann eine spezifische Wechselwirkung mit dem Modus der Abwehr bestehen.

Nachdem die eben beschriebenen Charakteristika dieses Modus aus der Analyse und Interpretation mehrerer Textstellen erhoben wurden, sind nicht alle aus dem gewählten Beispiel abzuleiten. Dennoch kann dieses als typisch betrachtet werden und zeigt besondere Ambivalenzen dieses Modus.

Eine Befragte antwortet auf die schon bekannte Impulsfrage, wann Sie besonders gerne Pfarrerin sei:

„. ah, das kann ich nicht auseinandernehmen (I: Mhm.). Des is ein Habitus (I: Mhm, ein Habitus, was). Das heißt, es haftet an mir, ich bin Pfarrerin (I: Aah) und bin das eigentlich in . . (lächelnd/schmunzelnd) meinem Leben, kann des ned so trennen.“²⁶⁵

Die Auswertungsgruppe probierte unterschiedliche Bedeutungsmöglichkeiten für das unspezifizierte „das“ im ersten Satz aus. Es bewährte sich die Identifikation dieses „das“

²⁶⁵ I4, Z52-Z54.

mit dem Konstrukt Pfarrerin, das als eher „diffus und unreflektiert“²⁶⁶ empfunden wurde. Mit dem Fallen des Wortes „Habitus“ begann sich die Auswertungsgruppe die Frage zu stellen, welche Rolle Aktivität und Passivität in diesem Zitat spielen. „Habitus als vorgegebene Rolle könnte weg weisen von der Befragten und der Gestaltung des Berufes durch sie“²⁶⁷, aber geschieht die Entscheidung für das Annehmen eines bestimmten Habitus „bewusst (aktiv) oder nicht bewusst (passiv)“²⁶⁸? Die Spannung zwischen Aktivität und Passivität geht in der nächsten Sinneinheit weiter, hier wird sie an den Begriffen des „Anhaftens“ und des „Seins“ festgemacht.²⁶⁹ Während „Pfarrerin sein“ ein Moment der eigenen Entscheidung und Gestaltung enthält, wird dem Motiv des Anhaftens „ein Moment des Unfreiwilligen“²⁷⁰ attestiert. Letztendlich überwog für die Auswertungsgruppe in dieser sprachlichen Äußerung das passive Moment.

Was diese Textstelle im Vergleich zu anderen, die zur Erhebung des Modus der Verschmelzung beigetragen haben, auszeichnet, ist die eigenwillige Ambivalenz zwischen Unterscheidung und Diffusion, die unterschwellig mitläuft. Der Unterschied zwischen „anhaften“ und „sein“, zwischen „Pfarrerin“ und „mein Leben“ wird eingeführt, um ihn dann abzuwehren. Er wird „latent vorausgesetzt, aufgemacht, aber negiert“²⁷¹. Eine ambivalente Haltung wurde von den Mitgliedern der Auswertungsgruppe auch bezüglich der Bewertung der ausgedrückten Einheit zwischen Person und beruflicher Rolle identifiziert. So wurde die Formulierung des Anhaftens als Ausdruck einer gewissen Aggression gegen die gelebte Verschmelzung interpretiert. Die Wortwahl „Habitus“ wurde gelesen als Hinweis auf eine „latente Einsicht in die Selbstgemachtheit“ eben dieser Verschmelzung.²⁷² Der Modus der Verschmelzung erscheint hier gekennzeichnet durch ein gewisses Maß an Fremdbestimmung: „Der Beruf macht zu dem, was man ist, man selbst kann ‘das’ nicht trennen.“²⁷³

²⁶⁶ FSA9, Z48.

²⁶⁷ FSA9, Z90.

²⁶⁸ FSA9, Z125.

²⁶⁹ FSA9, Z132.

²⁷⁰ FSA9, Z129.

²⁷¹ FSA9, Z176.

²⁷² FSA9, Z184-Z186.

²⁷³ FSA9, Z187.

III.1.2.2. Modus Abwehr

Oft in Wechselwirkung mit dem Modus der Verschmelzung auftretend findet sich der Modus der Abwehr. Er tritt häufig in Zusammenhang mit der Rede von bestimmten Rollenerwartungen und Momenten eines mangelnden Zugehörigkeitsgefühls oder der Isolation auf. Hinweiszeichen in den entsprechenden Äußerungen sind ein distanzierter oder ironisierender Ton. Wichtig ist, dass die Abgrenzung hier nicht über den Umweg der Rolle geschieht. Die Befragten grenzen sich nicht bewusst gegen Erwartungen *als Bestandteile der beruflichen Rolle* ab, sondern die Abwehr findet als unmittelbarer Reflex der Person auf die Erfahrung von Übertreffen durch bestimmte Erwartungen oder Bezugsgruppen statt. Die bei Anwendung dieses Modus auftretenden Konsequenzen ähneln interessanterweise jenen des Modus der Verschmelzung: wenig aktive Gestaltung der eigenen (beruflichen) Situation wird für möglich gehalten. Resignation, Starre, Isolation sind mögliche Folgeerscheinungen. Oft wurde dieser Modus zusammen mit dem Phänomen beobachtet, dass eine Art geteiltes Wissen über die Rolle oder stereotype Ideen davon so stark in der Systemdynamik wirken, dass sie beeinflussen, wie die Befragten ihre Erfahrungen interpretieren und Änderungsversuche oder Versuche der kreativen Anpassung hemmen. Eine die Stereotypen bestätigende Erfahrung scheint dann nicht mehr notwendig, alternative Erfahrungen gar nicht mehr möglich.

Im folgenden Beispiel tritt der Modus der Abwehr vermischt mit dem der Unterscheidung auf. Die Charakteristika des Modus der Abwehr wurden von zwei unterschiedlichen Auswertungsgruppen in dieser Textstelle so eindeutig und klar erhoben, dass sie trotz dieser Vermischung zur Veranschaulichung dienen soll. Die Befragte sagt:

*„... Ja und so in der Geme i n d e, sie nehmen halt immer gerne
Anteil nicht, an einem, (also) (B1 schmunzelt, I lacht mhm)
Ich mein das hat sein Positives auch und das is ja auch nett und
lieb und (is nur) die Frage der Abgrenzung halt wie viel ähhm man
dann eben auch sagt oder nicht sagt[...].“²⁷⁴*

²⁷⁴ I1, Z38-Z41.

Schon die gedehnte Aussprache des Wortes „Gemeinde“ deutete für die Auswertungsgruppen darauf hin, dass die Befragte sich nicht als Teil der Gemeinde, sondern von dieser getrennt, ja gar isoliert betrachtet: „Die Gemeinde ist von der Befragten isoliert; sie selbst gehört nicht dazu.“²⁷⁵ Die Formulierung „halt immer gerne“ drückt die Selbstverständlichkeit und Unverrückbarkeit aus, die die Situation hat.²⁷⁶ Dementsprechend fällt auch die Reaktion auf den ausgedrückten Sachverhalt aus. Sie ist gekennzeichnet durch eine resignative Relativierung oder „Absolution“²⁷⁷ des eigentlich kritisierten Verhaltens und durch „ironisches Distanzieren“²⁷⁸ desselben. Letzteres wurde zum Beispiel an den Attributen „nett und lieb“, die für die Gemeinde verwendet werden, festgemacht. Im Hintergrund der Rede von der „Frage der Abgrenzung“ sah eine der beiden Auswertungsgruppen schlechte Erfahrungen mit Übergriffen und eine daher kommende Angst vor Unmittelbarkeit.²⁷⁹ Das Thema Kontrolle kommt in zweifacher Hinsicht vor, nämlich im Sinne des kontrolliert Werdens und im Sinne der Notwendigkeit der Selbstkontrolle²⁸⁰ und festigt die für den Modus der Abwehr typische „Burgenmentalität“²⁸¹. Ebenfalls typisch für den betreffenden Modus und seinen Hang zu Stereotypen ist hier das Fehlen von Konkretisierungen und Unterscheidungen: „Es wird grundsätzlich nicht differenziert, sondern verallgemeinert.“²⁸²

Trotz der starken Momente, die die Aussage bezüglich des Modus der Abgrenzung aufweist, enthält sie auch Aspekte des nun folgenden Modus der Unterscheidung. Besonders im Schmunzeln der Befragten nach dem ersten Satzteil erkannten die Auswertungsgruppen ein bewusstes Wahrnehmen der Rolle und eine gewisse produktive Distanz zu ihr und zur geschilderten Rollenerwartung: Die Befragte „behandelt das Thema mit Reflexivität. Sie sieht ihre eigene Rolle, weiß um sie, nimmt Distanz. Sie bleibt an negativen Ereignissen nicht kleben, sondern geht damit um, deutet etc.“²⁸³.

²⁷⁵ FSA3, Z22.

²⁷⁶ FA3, Z43.

²⁷⁷ FSA3, Z41.

²⁷⁸ FSA2, Z21.

²⁷⁹ FSA2, Z92f, Z111.

²⁸⁰ FSA2, Z109f.

²⁸¹ FSA2, Z94.

²⁸² FSA3, Z53.

²⁸³ FSA3, Z74f.

III.1.2.3. Modus Unterscheidung

Der anhand des obigen Zitates schon angesprochene Modus der Unterscheidung zeichnet sich aus durch Bewusstsein um das Vorhandensein der sozialen Rolle Pfarrerin und die damit verbundenen Erwartungen, durch Umgang damit und Reflexion. Auch wenn die Befragten das Wort nicht explizit verwenden, können sie über ihre berufliche Rolle als etwas von ihnen Getrenntes sprechen. Diese Fähigkeit zur bewussten Distanz ermöglicht ihnen umgekehrt bewusstes Ja-sagen und Zuwenden zur Rolle; der Modus der Unterscheidung kann also durchaus mit einer starken Identifikation verbunden sein. Auf dieser Basis ist auch das Zurückweisen von Rollenerwartungen möglich, das nicht im starren Modus der Abwehr, sondern reflektiert und beweglich geschieht. Dabei ist es nicht entscheidend, dass die vollzogene Ablehnung der Rollenerwartung sich im Handeln manifestiert, schon der bewusste gedankliche Schritt scheint klärend zu wirken.

Im Modus der Unterscheidung sprechend verfügen die Befragten also über Klarheit über das Profil ihres Berufes und ihre Möglichkeiten zur eigenen Ausgestaltung desselben. Passivität (manches, auch Gutes, 'ist halt so', gehört dazu...) und Aktivität (Wagnisse eingehen, Unzufriedenheit wahrnehmen und ausdrücken, Sinnhaftigkeit von Rollenerwartungen hinterfragen) werden integriert. In den entsprechenden Feinstrukturanalysen wurde das Erleben von Selbstwirksamkeit, Leistung und des Bewältigens von Herausforderungen beobachtet. Wo eigene Fähigkeiten, Talente und Neigungen mit den Anforderungen der Rolle korrelieren, ist zu beobachten, was Dahrendorf behauptet: Dass nämlich „die Befriedigungen, die wir erfahren, uns häufig aus den Rollen, die nicht unser Werk sind, erwachsen“²⁸⁴.

Im gewählten Beispiel spricht eine Befragte im Modus der Unterscheidung über eine Rollenerwartung, die sie als unangemessen bewertet:

*„Also . sonst ah . . was ich vielleicht auch oft . nicht so ganz
angenehm empfinde, is wenn . wenn ich se.h.r viel öffentliche Präsenz
leisten muss, wo ich dann manchmal so das Gefühl hab: Na gut die
laden mich halt ein . . weils halt so dazugehört, wollen zwar auch
dass ich komme, aber dort bin ich nicht wirklich jetzt notwendig dass*

²⁸⁴ Dahrendorf 2006, 47.

ich hingeh, also dort ist jetzt nicht wirklich vom Inhalt oder von der Aktion etwas wo ich jetzt unbedingt dabei sein müsste.“²⁸⁵

Die Auswertungsgruppe stellte fest, dass es hier um den Umgang mit einer sozialen Rolle geht und dass das auch der Befragten bewusst ist, sie „sieht sich einer Rollenerwartung gegenüber“²⁸⁶. In der weiteren Auswertung stellte sich heraus, dass die Befragte die Sinnhaftigkeit der Rollenerwartung stark hinterfragt. Nicht nur sie selbst hat keine Freude an der betreffenden Tätigkeit, sie vermutet auch auf Seiten der Bezugsgruppe Indifferenz beziehungsweise mangelnden Ertrag durch Erfüllung der Rollenerwartung ihrerseits: „Weder Einladende noch Eingeladene freut`s.“²⁸⁷; „keine Lust von beiden Seiten“²⁸⁸; die Befragte und die betreffende Bezugsgruppe sitzen „in einem Boot“²⁸⁹, indem sie zur Erfüllung der Konventionen gezwungen sind.

Für den Modus der Unterscheidung ist nun bezeichnend, dass die Befragte um die Existenz der betreffenden Konvention weiß und sie in ihre Überlegungen mit einbezieht. Ihre Ablehnung richtet sich daher nicht auf die AkteurInnen der betreffenden Bezugsgruppe, sondern auf das spezifische Charakteristikum der Rolle. Sie hat „keine Wertschätzung für die Berechtigung der Rollenerwartung“²⁹⁰. Eine solche Beurteilung der Situation ist möglich, weil die Befragte mit der Existenz der vorgeformten Rolle rechnet. Sie bewegt sich auf einer „Metaebene der Reflexion über gesellschaftliche Erwartungen“²⁹¹.

Ihre weitere Rede davon, dass ihre Präsenz zu den betreffenden Anlässen nicht „notwendig“ ist, impliziert für die Auswertungsgruppe, dass die Befragte umgekehrt eine Reihe von Situationen kennt, in denen ihre Anwesenheit ihrem Verständnis der Rolle nach sehr wohl notwendig ist.²⁹² Sie hat also ein klares Bild vom Profil ihrer Tätigkeit, das sie mit der vorgeformten sozialen Rolle 'Pfarrerin' abgleichen, an diesem ausrichten oder von ihm abgrenzen kann. Dieser Vorgang ist im analysierten Textausschnitt eingefroren. Die Befragte drückt hier nicht in erster Linie aus, dass sie persönlich auf öffentliches Präsentieren keine Lust hat, sondern vielmehr, dass das nicht ihrer Vorstellung von der Berufsrolle Pfarrerin entspricht. Sie unterscheidet zwischen ihrer Person und der Rolle

²⁸⁵ I3, Z37-Z41.

²⁸⁶ FSA10, Z71.

²⁸⁷ FSA10, Z95.

²⁸⁸ FSA10, Z131.

²⁸⁹ FSA10, Z106.

²⁹⁰ FSA10, Z134.

²⁹¹ FSA10, Z141.

²⁹² FSA10, Z197.

und schützt gewissermaßen die Rolle vor Erwartungen, die ihrer Ansicht nach nicht angemessen sind. „Es geht um ihre Rolle als Pfarrerin, diese Rolle ist hier [in Situationen der öffentlichen Präsenz, Anm. K.A.] eigentlich nicht notwendig. Nicht sie als Person leidet unter ‚nicht gemeint Sein‘, sondern die Rolle Pfarrerin hat keinen Auftrag.“²⁹³

III.1.3. Spezifische Dynamiken in einzelnen Rollensegmenten

Hypothese 3: Es bestehen Wechselwirkungen zwischen der Art und Weise, wie sich die Befragten zur Rolle Pfarrerin ins Verhältnis setzen und der Systemdynamik in unterschiedlichen Rollensegmenten.

In diesem Abschnitt werden die schon erwähnten Konsequenzen der Anwendung einzelner Modi veranschaulicht und dabei zum Tragen kommende Dynamiken beschrieben.

III.1.3.1. Rollensegment Pfarrerin – MitarbeiterInnen

Eine Befragte antwortete auf die Impulsfrage der Interviewerin nach Momenten, in denen sie ungern Pfarrerin ist, dass ihr der Anspruch der Verfügbarkeit Schwierigkeiten gemacht habe. Die Interviewerin fragt nach konkreten Erlebnissen und die Befragte antwortet:

„Ähm najaa also dass Leute wirklich am Samstag Nachmittag also jetzt wirklich enge Gemeindemitarbeitende die schon an gewissen Einblick ham also dass die (Räuspern) unbedingt am Samstag Nachmittag mit irgendeiner Bagatelle kommen sind [...].“²⁹⁴

Hier wird die Rollenerwartung der Erreichbarkeit oder Verfügbarkeit zurückgewiesen, wobei Charakteristika des Modus der Abwehr zu beobachten sind. Die Befragte beschreibt, so stellte die Auswertungsgruppe fest, ein Erlebnis, bei dem sie sich gestört gefühlt hat und betont mit Adverbien wie „wirklich“ oder „unbedingt“ die Absurdität und Unnötigkeit, mit

²⁹³ FSA10, Z198f.

²⁹⁴ I2, Z56-Z58.

der die genannten „Leute“ handeln.²⁹⁵ Der aus Abgrenzungsproblemen²⁹⁶ erwachsene Leidensdruck kann schlecht distanziert oder bearbeitet werden, weil Verständnis und Bewusstheit für die vorgeformte Rolle und die dazugehörigen Erwartungen fehlt. So führt die - nicht beabsichtigte - Verschmelzung mit der Rolle oder Rollendiffusion zu einem Modus der Abwehr: Die durch Rollenerwartungen geprägte Perspektive der beteiligten Menschen wird von der Befragten wenig berücksichtigt. Die Auswertungsgruppe dagegen stellte fest: „Die Leute sehen es als normal, gehen davon aus, dass sie Samstag Nachmittag etwas von der Befragten brauchen. Sie überlegen sich nicht: die Befragte ist ein Mensch mit Privatleben oder sie sehen das Wochenende als Hauptarbeitszeit der Pfarrerin.“²⁹⁷

Diese Haltung scheint auch Änderungsversuche, zum Beispiel über Kommunikation mit den MitarbeiterInnen, zu hemmen. Während die aus jener Haltung Sprechende davon ausgeht, dass besonders enge MitarbeiterInnen die Strukturen besonders gut kennen und daher wissen sollten, dass sie auf ihre Privatsphäre Rücksicht nehmen sollten²⁹⁸, betonte die Auswertungsgruppe: „Je enger ein Mitarbeiter in der Struktur ist, desto leichter wäre es eigentlich, das zu klären.“²⁹⁹

An dieser Textstelle und der in ihr wiedergegebenen Episode lassen sich die Verwobenheit des Modus Abwehr mit mangelnder Distanz und zentrale Momente des Modus selbst – wenig Bewegungsmöglichkeit, Isolation, wenig Glaube an Veränderungsmöglichkeit und Kommunikation – beobachten.

III.1.3.2. Rollensegment Pfarrerin - Gemeinde

Der folgende Interviewauszug erwies sich in der Feinstrukturanalyse als besonders geeignet zum Nachvollzug der Wechselwirkung zwischen Rollendiffusion und –abwehr. Wir kennen den Beginn des Zitats aus den Erläuterungen zu Hypothese 1:

*„Und und da auch so da standen die Kinder auch noch viel mehr so
so unter der Kontrolle oder unter dem also das sind Pfarrerkinder*

²⁹⁵ FSA6, Z17, Z24.

²⁹⁶ FSA6, Z73.

²⁹⁷ FSA6, Z26f.

²⁹⁸ FSA6, Z45, Z64.

²⁹⁹ FSA6, Z65.

*und die die ham sich gefälligst anders zu benehmen als andre also
da wurden andre Maßstäbe dann auch so angelegt.
(I: Ja . okay.) Also sie hatten irgendwie nen Sonderstatus auf der einen Seite
halt [...] und auf der andren Seite aber die mussten dann aber auch
anders funktionieren nicht [...].“³⁰⁰*

Die zitierte Passage birgt eine Reihe aufschlussreicher Strukturen, denen in einer Feinstrukturanalyse und einer weiteren Gruppenreflexion nachgegangen wurde. Es geht um zwei Systeme und deren Schwierigkeit, sich miteinander zu arrangieren. Das personale System Pfarrerin grenzt sich in dieser Äußerung mithilfe der Kinder vom System Gemeinde ab. Die Kinder fungieren im Zitat als zweifache Informationsträger: Sie kommunizieren Kontrolle vom Gemeindesystem an das personale System und Abgrenzung vom personalen System an das Gemeindesystem. Sie nehmen also eine Art Pufferposition ein, eine Funktion, die öfter gebraucht wird, wenn der Modus der Abgrenzung zum Tragen kommt (eine solche Funktion als Puffer oder Abgrenzungshilfe kann zum Beispiel auch die Forderung nach einer Arbeitszeitbegrenzung durch die Arbeitgeberin Kirche einnehmen³⁰¹ – sie erfüllt diese Funktion unabhängig davon, ob man diese Forderung nun als berechtigt empfinden mag oder nicht).³⁰²

In unserer Interviewpassage wiederholt sich die Abgrenzung von Systemen, bei der die genaue Zuordnung unklar bleibt. Die Feinstrukturanalyse-Gruppe erhob eine mögliche Zuordnung der Sprecherin zur Gruppe der Kinder – „ohne Kontext grammatikalisch möglich [...]; Kinder als Symbol für Intimbereich, Verletzliches, Inneres, Angreifbares“³⁰³ – ebenso wie zur kontrollierenden Instanz: „Die Befragte kann sich in diese Instanz hineinversetzen, sich vielleicht sogar identifizieren“³⁰⁴. Die Spannung zwischen dieser Rollendiffusion und der harten Abgrenzung stellte sich nach Vergleich mit anderen Feinstrukturanalysen als typisches Muster heraus. Diffusion oder Verschmelzung mit der Rolle und Abwehr oder harte Abgrenzung erscheinen als zwei Seiten einer Medaille. Der Überstieg in den Modus der bewussten Wahrnehmung der Rolle, der Unterscheidung von ihr und damit der Möglichkeit absichtlicher Gestaltung scheint eine Möglichkeit zu sein, mit diesem Dilemma umzugehen.

³⁰⁰ II, Z18-Z27.

³⁰¹ Vgl. FSA7.

³⁰² Vgl. Reflexion FSA10, Z19ff.

³⁰³ FSA1, Z39-Z41.

³⁰⁴ FSA1, Z98.

Besonders gut ist an der obigen Textpassage zu beobachten, wie sich das Verhältnis Person – Rolle nach außen fortsetzt und die Dynamik in einzelnen Rollensegmenten mitbestimmt: So spiegeln sich die Zuordnungs- und Unterscheidungsschwierigkeiten zwischen personalem System und Berufsrolle in den Schwierigkeiten wider, die Systeme 'Kinder/Familie' und 'Gemeinde' zu arrangieren. Das Ringen um eine Abgrenzung der Kinder vom Gemeindesystem erscheint als Außenprojektion des Ringens um eine Unterscheidung von Rolle und Person oder, in theologischen Termini, von Amt und Person.³⁰⁵

Ein weiterer Konflikt sei hier hervorgehoben, der für die Diskussion der Ergebnisse von Bedeutung sein wird: Es wird thematisiert, dass die Kinder einen „Sonderstatus“ hatten und gleichzeitig nach gewissen Maßstäben beurteilt wurden. Das kennzeichnet die Spannung, der ausgesetzt ist, wer aus einem System herausgehoben – also quasi Außenseiter – ist und gleichzeitig als Insider behandelt wird, indem er oder sie nach den Regeln des Systems funktionieren muss.³⁰⁶

III.1.3.3. Rollensegment Pfarrerin – Kirche

Dieses Rollensegment erwies sich im Lauf der Untersuchung als vielgestaltig, sodass es eigentlich in mehrere Rollensegmente aufzuteilen wäre. Erhoben wurden etwa Systemdynamiken aus Rollensegmenten, die man 'Pfarrerin – Kirche als Arbeitgeberin' und 'Pfarrerin – Kirche als identifikatorisches/ideologisches Projekt' nennen könnte.

Zu ersterem sei hier verwiesen auf das schon in den Ausführungen zum Rollensegment Pfarrerin – Gemeinde bemerkte Phänomen, dass im Modus der Abwehr Forderungen an die Kirche als Arbeitgeberin, etwa nach Arbeitszeitbeschränkung, die Funktion eines Puffers und Behelfs bei der Abgrenzung von Person und Rolle fungieren können.

Eine besondere Dynamik im Rollensegment 'Pfarrerin – Kirche als identifikatorisches/ideologisches Projekt' beleuchtet das Interviewbeispiel aus I3, das weiter unten im Abschnitt zum Inter-Rollen-Konflikt genauer behandelt wird. „Die Kirche“ wird dort als geschlossen gegenüber der Gesellschaft und von dieser abgegrenzt empfunden. Die Auswertungsgruppe vermutete, die Befragte könnte sich in Folge ihrer starken Bindung an die Kirche selbst darin eingeschränkt fühlen, in einer ihr

³⁰⁵ Reflexion FSA10, Z105f.

³⁰⁶ Reflexion FSA1, 127-130.

entsprechenden Form an der Gestaltung der Gesellschaft teilzuhaben. Hier wird im Modus der Verschmelzung/Diffusion gesprochen, in dem der Blick auf sich selbst als Gesellschaftsmitglied *unabhängig* von der Rolle als Pfarrerin verstellt und eine Relativierung der Bindung an „die Kirche“ nicht zu gelingen scheint.

III.1.4. Rollenstress

Hypothese 4: Das spezifische Profil der Berufsrolle Pfarrerin birgt für die Befragten eine Reihe möglicher Rollenkonflikte und -ambiguitäten.

Schon die bereits zitierten Interviewstellen verweisen, wie die Feinstrukturanalysen ergaben, auf Rollenkonflikte oder -ambiguität.³⁰⁷ Darauf wird im Folgenden hingewiesen, ohne erneut zu zitieren. Einige Formen des Rollenstress werden anhand neu zitierter Äußerungen dargestellt.

III.1.4.1. Person-Rollen-Konflikte

Person-Rollen Konflikte bestehen, wenn die rollentragende Person Momente der Rolle oder bestimmte Rollenerwartungen für nicht vertretbar hält und nicht teilt.

Zwei solcher Konflikte sind uns in den bisherigen Zitaten schon begegnet. Eine der Befragten weist die Rollenerwartung der öffentlichen Präsenz zurück; eine andere gerät in Konflikt mit der Rollenerwartung der Erreichbarkeit oder Verfügbarkeit.

Für eine weitere Variante des Person-Rollen Konflikts soll stellvertretend folgende Antwort einer Interviewpartnerin auf die Frage nach für sie positiven Aspekten im Pfarrberuf analysiert werden:

„ [...] und außerdem arbeite ich gern mit . Sprache und jo des is a schön wemma jo (lacht) wemma zumindest a paar Leut am Sonntag

³⁰⁷ Zur Unterscheidung zwischen Rollenkonflikten und Rollenambiguität sowie zwischen unterschiedlichen Typen des Rollenkonflikts siehe oben Abschnitt II.2. Rollentheorie.

*zuhören oder meine Texte lesen [...] also. denk da hab ich doch eine
Öffentlichkeit also des . jo.“³⁰⁸*

Die Befragte drückt hier aus, dass sie ihren Beruf nicht aus rein altruistischen Gründen, sondern auch als „Mittel zur Selbstverwirklichung“³⁰⁹ ausübt. Gleichzeitig wird dieser Sachverhalt durch Lachen, Understatement und Relativierung abgeschwächt und Bescheidenheit ausgedrückt.³¹⁰ Es wird ein aus der Analyse verschiedener Aussagen bekannter Konflikt zwischen einem persönlichen Interesse an Selbstverwirklichung und dem Entwickeln und Ausagieren der eigenen Fähigkeiten auf der einen und der Rollenerwartung, als Pfarrerin aufopfernd, bescheiden und altruistisch zu sein, andererseits, sichtbar. Zwar ist die Interviewsituation und das in einem solchen Kontext vielleicht gebotene Understatement hier zu berücksichtigen und vom Gewicht dieses Ergebnisses abzuziehen, doch bleibt insgesamt ein Konflikt bestehen zwischen einem persönlichen Bedürfnis nach Relevanz und Öffentlichkeit, sozialer Anerkennung und intellektuellem Reiz der eigenen Tätigkeit und einer gängigen Interpretation der Berufsrolle Pfarrerin.

III.1.4.2. Inter-Rollen-Konflikte

Inter-Rollen-Konflikte sind Konflikte, in die Individuen geraten, weil sie unterschiedliche Rollen innehaben und diese Rollen mit einander widersprechenden oder behindernden Erwartungen einhergehen.

Eines der obigen Zitate enthält auf den ersten Blick einen solchen Konflikt zwischen den Rollen 'Pfarrerin' und 'Mutter'. Eine tiefer greifende Analyse der Äußerung weist jedoch in eine andere Richtung und interpretiert den Konflikt als Verlängerung eines spezifischen Verhältnisses zwischen personalem System und Rolle. Der Inter-Rollen-Konflikt bekommt vor diesem Hintergrund noch weit mehr und andere Facetten.

Das folgende Zitat kann auf Basis der Ergebnisse der Feinstrukturanalyse in Richtung eines Konflikts zwischen der Rolle als Pfarrerin und der Rolle als (politisch) engagiertes Gesellschaftsmitglied interpretiert werden:

³⁰⁸ I2, Z8-Z12.

³⁰⁹ FSA4, Z133.

³¹⁰ FSA4, Z97.

„Was mir auch sehr, sehr wichtig ist, das ist . . schon auch die Kirche zu öffnen nach außen (I: Mhm.) in die Gesellschaft, ja. Also ich arbeit gern (auchabissl) medial, mach da auch einiges und finde, dass es sehr wichtig ist, dass . Kirche öffentlich präsent ist.“³¹¹

Die einleitenden Worte heben laut Auswertungsgruppe das nun Folgende im Vergleich zu anderen Themen in seiner Bedeutung hervor. Sie kündigen an, dass jetzt etwas Besonderes, ein 'Herzensanliegen', kommt.³¹² In einem merkwürdigen Gegensatz dazu steht die verhältnismäßig lange Pause (zwei Sekunden) und das relativierende „schon auch“ vor der Formulierung des als für die Befragte so wichtig gekennzeichneten Inhalts.³¹³ Die Auswertungsgruppe vermutete, die Befragte habe bezüglich dieses Anliegen ihrem Empfinden nach „keine Koalition“³¹⁴ und ist noch nicht ganz sicher, ob sie in der Interviewerin eine „Verbündete“³¹⁵ finden wird. Im weiteren Verlauf der Äußerung erscheint die „Kirche“, die geöffnet werden soll und damit nach Interpretation der Auswertungsgruppe als Akteurin dadurch charakterisiert ist, dass sie sich „zu sehr mit inneren Dingen“ beschäftigt und sich „um sich selbst“ dreht.³¹⁶ Die Auswertungsgruppe variiert verschiedene Bedeutungen des Wortes „Kirche“ (Gebäude, Kirchenleitung...), wobei sich die Vorstellung einer Gemeinschaft, die mehr ist als eine Ansammlung konkreter Menschen und von der die Befragte ein Teil ist, als am wahrscheinlichsten herausstellt. Eine gewisse Uneindeutigkeit bezüglich der Akteurin „Kirche“ bleibt aber bestehen. Jedenfalls erscheint sie als geschlossen und das Anliegen ist, sie zu öffnen. Die Auswertungsgruppe imaginierte als Situation, in der eine solche Aussage auch möglich wäre, die Geschlossenheit der Grenzen eines Landes gegenüber AsylwerberInnen und sucht nach strukturellen Gemeinsamkeiten. So kann sie die Forderung des „Kirche Öffnens“ ausdeuten: Auf der Ebene dieser sprachlichen Äußerung erscheint „die Kirche“ als Akteurin, die „nur aus dem eigenen Potential schöpfen“ will, „Angst vor fremden Einflüssen verschiedener Art“ hat und „sich als privilegierte Gemeinschaft, verbunden mit der Einhaltung bestimmter

³¹¹ I3, Z190-Z193.

³¹² FSA8, Z23f.

³¹³ FSA8, Z58-Z62.

³¹⁴ FSA8, Z67.

³¹⁵ FSA8, Z64.

³¹⁶ FSA8, Z94.

Regeln“ versteht.³¹⁷ Im Zitat werden die Größen „Kirche“ und „Gesellschaft“ unterschieden. Offensichtlich handelt es sich hierbei um „unterschiedliche Identitäten“³¹⁸. Die „Gesellschaft liegt jenseits von Kirche und das sollte nicht so sein“³¹⁹. Denn diese Verhältnisbestimmung von Kirche und Gesellschaft hat wesentliche Auswirkungen darauf, wie die Rolle Pfarrerin von der Befragten wahrgenommen wird. Offensichtlich besteht ein Konflikt zwischen der „Rolle als Teil der Kirche“ und der „Rolle als Teil der Gesellschaft“³²⁰. Die Befragte möchte ihre berufliche Tätigkeit als gesellschaftlich relevant betrachten können, empfindet aber die Rolle der Pfarrerin als „nicht besonders konturiert, was Gesellschaft, gesellschaftliche Relevanz anbelangt“³²¹.

Die Akteurinnen „Kirche“ und „Gesellschaft“ bleiben in dieser Passage etwas unscharf und schwer zu greifen. Trotzdem tritt der besagte Inter-Rollen-Konflikt klar zutage. Außerdem sind hier Spuren des schon bekannten Person-Rollen-Konflikts zwischen dem Wunsch nach Relevanz der eigenen Tätigkeit und dem entgegen gesetzten Attributen der Rolle Pfarrerin zu beobachten. Die Mitglieder der Auswertungsgruppe stießen in der Tiefenstruktur der Sinneinheit auf ein „Bedürfnis nach eigener Wichtigkeit, Platz einnehmen“ und in relativierenden Formulierungen („auchabissl“), Zögern und Pausen die „Ambivalenz: darf man als Pfarrerin das?“³²²

III.1.4.3. Intra-Rollen-Konflikte

Intra-Rollen-Konflikte bestehen zwischen einander hindernden Erwartungen, die mit ein und derselben Rolle assoziiert sind. Hier spielt das schon in mehreren Interviewpassagen aufgetauchte Gebot der Bescheidenheit und Verbot, auf der gesellschaftlichen Relevanz der eigenen Tätigkeit oder sozialer Anerkennung zu bestehen, eine Rolle. Dieses Selbstdarstellungsverbot, das im untersuchten System in einem signifikanten Ausmaß mit der Rolle Pfarrerin assoziiert zu sein scheint, steht in Widerspruch zu anderen Rollenerwartungen, nämlich jenen, eloquent zu sein, repräsentieren und leiten, Konflikte moderieren und austragen zu können, wie sie schon in unterschiedlichen Interviewpassagen zum Vorschein gekommen sind (Passage zur Arbeit mit Sprache aus I2, Passage zur

³¹⁷ FSA8, 102f.

³¹⁸ FSA8, 139.

³¹⁹ FSA8, 129.

³²⁰ FSA8, Z151-153.

³²¹ FSA8, Z147.

³²² FSA8, Z193-195.

öffentlichen Präsenz aus I3, Passage zur Verfügbarkeit am Samstag Nachmittag aus I2, Passage zur Kontrolle über die Kinder aus I1) .

Auch die Positionierung der Rollenträgerin einerseits innerhalb des Systems der Gemeinde, was die Bindung an dort herrschende Verhaltensregeln inkludiert, und andererseits aus der Gemeinde herausgehoben, mit Vorbildfunktion ausgestattet und damit unter eine gewisse Kontrolle gestellt, erscheint als Inter-Rollen-Konflikt. Erste unter Gleichen zu sein bedeutet hier, nach den Regeln des Systems leben, ja sie repräsentieren zu müssen, sie aber nicht ändern zu können.

III.1.4.4. Rollenambiguität

Die Grenze zwischen Rollenkonflikt und Rollenambiguität ist in den untersuchten Interviews oft schwimmend. Die Befragten schwanken zwischen der entschiedenen Feststellung eines Konflikts und der Frage, welche der beteiligten Rollenerwartungen nun legitim sei, was Rollenambiguität (zu wenige Informationen über das Profil der Rolle stehen zur Verfügung) gleichkommt.

So kann sich der Konflikt zwischen Freude an Selbstverwirklichung und Anerkennung auf der einen und dem 'Altruismus-Gebot' auf der anderen Seite auch als Unklarheit und Zweifel, als Ambiguität, darstellen: Darf denn nun eine Pfarrerin sich selbst darstellen und verwirklichen wollen oder auf die gesellschaftliche Relevanz der eigenen Tätigkeit pochen? Oder ist das ein illegitimes Rollenverhalten und es sollte gar keinen Konflikt geben? Sofern diese Fragen nicht eindeutig beantwortet werden, handelt es sich hierbei um Rollenambiguität.

Ähnlich verhält es sich mit dem Person-Rollen-Konflikt bezüglich der Rollenerwartung der Verfügbarkeit oder Erreichbarkeit. Erreichbarkeit ist eine der klassischen Rollenerwartungen des Pfarrberufs, deren Legitimität sich kaum bestreiten lässt, aber in ihrem Umfeld ist ausreichend Raum für Ambiguitäten: Muss eine Pfarrerin immer öffentlich und verfügbar sein? Darf sie das nur als 'Privatperson' oder auch in ihrer Rolle zurückweisen? Darf eine Pfarrerin –im Beispiel der Mitarbeitenden, die Samstag nachmittags vor der Tür stehen aus I2 – klare MitarbeiterInnen – Kommunikation machen, Anweisungen geben, Chefin sein?

Viel Unwohlsein im Umgang mit der Rolle hat offensichtlich mit dem latenten Charakter von Erwartungen und mangelnder Klarheit über ihre Legitimität zu tun. Auch in der

Interviewpassage über die Gemeinde, die gern Anteil nimmt, aus I1 ist eine solche Ambivalenz oder Ambiguität zu beobachten. Die Auswertungsgruppe stellte fest: „Die Erwartung der Gemeinde im klassischen Sinn [d.h. Anteilnahme am Privatleben der Pfarrerin, Anm. K.A.] will oder kann die Befragte nicht erfüllen oder nehmen, aber auch nicht zur Seite legen oder zurückweisen.“³²³ Es bestehen keine klaren Grenzen im Konflikt zwischen individuellem Interesse und gemeinschaftlichem Eingebundensein.³²⁴ Die Situation bleibt in einer ambivalenten Schwebelage, die laut Auswertungsgruppe durch eine entsprechende „Konfliktkultur“³²⁵ aufzuheben wäre. Das könnte allerdings im Hinblick auf die ‚Bescheidenheits- und Altruismusgebote‘ erneut zu Konflikt oder Ambiguität führen.

Ein bisher noch nicht besprochener Fall von Rollenambiguität findet sich in folgendem Zitat. Die Befragte antwortet auf die Frage, was sie in ihrem Beruf motiviere (eine leichte Abwandlung der Impulsfrage durch Anpassung an die Erfordernisse Gesprächssituation):

„Hm. Also ich denk die, die Grundmotivation is schon die, dass ich das Gefühl hab, ahm, was natürlicherweise wissenschaftlich nicht ah, verifizierbar ist, aber das Gefühl hab, dass das eine Berufung is, die mir entspricht.“³²⁶

Zwei Auswertungsgruppen stießen in dieser Äußerung auf eine Ambiguität zwischen Emotion und Ratio, Berufungsbewusstsein und Professionalität. Die Befragte wählt als erstes Prädikat „denken“, führt es aber zögerlich ein („Hm. Also [...]“) und scheint sich nicht sicher zu sein, ob diese „Rationalisierung“ für sie der „richtige Einstieg“ ins Thema ist.³²⁷ Die folgende Formulierung steuert auf das Wort „Gefühl“ zu; in der Bewegung dorthin wird der technisch-rational konnotierte Begriff „Grundmotivation“ gewählt und durch das Füllwort „schon“ und das zögernde „ahm“ relativiert. Die Befragte „bremst sich immer wieder“ und „relativiert die sonst emotionale Atmosphäre der Sinneinheit“. Die Rede vom Gefühl ist ein zentrales Moment der Aussage, scheint aber von Unsicherheit und Rechtfertigungsdruck umgeben. „Das Gefühl trägt eigentlich alles, gleichzeitig nimmt sie es zurück“.³²⁸ Eine Auswertungsgruppe vermutete hinter dieser Unsicherheit eine Geschichte

³²³ FSA3, Z55.

³²⁴ Reflexion FSA Kinder, Z150-Z152.

³²⁵ FSA3, Z56.

³²⁶ I4, 109-111.

³²⁷ FSA12, Z21f.

³²⁸ FSA11, 34.

von Erfahrungen: „Man nimmt ihr das so nicht ab, sie hat Angst, dass das Gefühl zu wenig ist. Sie sagt jetzt etwas Verbotenes, was Kindisches oder etwas, das allen anderen fremd ist.“³²⁹ Es scheint eine soziale Konvention bekannt zu sein, die das Sprechen über die emotionale Ebene des Berufes verbietet. Dementsprechend sind die weiteren Artikulationen geprägt von der Frage: „Will ich auf der emotionalen Ebene bleiben oder weg von hier?“³³⁰ Der Distanzierung von dieser rein emotionalen Ebene dient der Einschub über die Unmöglichkeit, ein Gefühl wissenschaftlich zu verifizieren. „Ich bin rational“, so formuliert eine Auswertungsgruppe den Subtext dieses Einschubs, „so rational, dass ich weiß, dass meine Gefühle rational nicht erfassbar sind“³³¹. Hier spielt die offensichtlich rational ausgelegte Interviewsituation und die Zuordnung der Interviewenden zum Wissenschaftssystem eine wichtige Rolle. Diese Zuordnung ist mit Zuschreibungen verbunden, die unter Druck setzen: Die Wissenschaft der Interviewerin „will das, was sie jetzt sagen wird, bewerten (verifizieren oder falsifizieren)“³³². Die Befragte steht somit zwischen zwei Welten, die zu verbinden ihr Schwierigkeiten macht, zu denen sie aber beiden gehört: „Ich bin ein Gruppenmitglied der Gefühlsbetonten, aber eigentlich bin ich rational (und umgekehrt).“³³³ Die Interviewpassage kulminiert im Wort „Berufung“, hier wollte die Befragte hin, die Unsicherheit darum hat sie aber auch aufgehalten: „Sie braucht extrem lang, bis sie auf das Wort Berufung kommt, darin [in dem Wort, Anm. K.A.] steckt die Ambivalenz.“³³⁴ Die Auswertungsgruppen erkannten auf der Ebene der sprachlichen Äußerung die Zugehörigkeit des Wortes „Berufung“ zum selben semantischen Feld wie „Gefühl“.³³⁵ Demgegenüber steht ein mithilfe von Ausdrücken wie „denken“, „Grundmotivation“ oder „wissenschaftlich verifizierbar“ aufgespanntes Bedeutungsfeld. Das Hauptthema dieser Äußerung ist also das spannungsreiche Verhältnis zwischen Professionalität, Ratio, Wissenschaft und Distanz auf der einen und Berufung, Gefühl, Stimmigkeit, Ergriffenheit, Begeisterung und Unmittelbarkeit auf der anderen Seite. In der Struktur der untersuchten Lebenswelt findet sich ein solcherart gestaltetes Differenzschema, offensichtlich mit einer sozial anerkannten Höherbewertung der rationalen Seite. Gleichzeitig wird die andere Seite des Schemas massiv verteidigt. Die ambivalente, wechselnd offensive und defensive Haltung diesbezüglich lässt ein Tabu vermuten:

³²⁹ FSA11, Z35f.

³³⁰ FSA12, Z74.

³³¹ FSA11, Z66.

³³² FSA12, Z68.

³³³ FSA11, Z40.

³³⁴ FSA11, Z90.

³³⁵ FSA11, Z89.

„Eigentlich sollten wir das [Berufung, Gefühl etc., Anm. K.A.] alle haben, aber nicht darüber reden“.³³⁶

Die Rollenambiguität besteht hier also in der Unklarheit, wie viel 'Wissenschaftlichkeit', Rationalität und Distanz beziehungsweise wie viel Unmittelbarkeit, Ergriffenheit und Emotionalität zum Rollenbild der Pfarrerin gehört.

III.1.4.5. Rollenstress und das Verhältnis zur Rolle

Auch im Umgang mit Rollenkonflikten und Rollenambiguität dürfte es von Bedeutung sein, welcher Beziehungsmodus zur Rolle gerade zur Anwendung kommt. Während in den Modi der Diffusion und der Abwehr Rollenstress unmittelbar und unreflektiert erlebt wird, kann der Modus der Unterscheidung helfen, Rollenstress zu distanzieren und ihn 'im Außen' zu betrachten und zu bearbeiten. Die Möglichkeit, das Erlebte mithilfe der Begriffe Rolle, Rollenerwartung und Rollenstress zu benennen und zu strukturieren, kann zu einem produktiven, reflektierten und differenzierten Umgang damit beitragen. Die Funktion des Modus der Unterscheidung besteht im Erreichen eines neuen Reflexionsniveaus, das auf das Erleben von und den Umgang mit Rollenstress rückwirken kann.

In den obigen Beispielen aus den durchgeführten Feinstrukturanalysen sind entsprechende Beispiele für den Umgang mit Rollenstress in unterschiedlichen Modi vertreten. Das zum Rollensegment Pfarrerin – MitarbeiterInnen angeführte Beispiel der Pfarrerin, die sich durch das Auftauchen ihrer Mitarbeitenden am Wochenende gestört fühlt, veranschaulicht den Umgang mit Rollenstress im Modus der Abwehr: Der bestehende Person-Rollen-Konflikt wird personalisiert, was eine Bearbeitung des Konflikts durch Kommunikation erschwert.

Das zu Rollenambiguität zwischen Ratio/Distanz und Gefühl/Unmittelbarkeit angeführte Beispiel verweist auf den Umgang mit Rollenstress im Modus der Verschmelzung. Ein unterscheidender Blick auf die Rolle scheint verstellt; das personale System verbleibt in einer ambivalenten Situation, ohne dass durch Distanz und Unterscheidung eine neue Perspektive auf das Erlebte möglich wird.

Der Person-Rollen-Konflikt bezüglich der Rollenerwartung der öffentlichen Präsenz wird im Modus der Unterscheidung beschrieben. Die Befragte rechnet mit der Existenz sozialer

³³⁶ Reflexion FSA11+12, Z26f.

Rollen und Rollenerwartungen (auch wenn sie die Begriffe nicht verwendet) und kann ihr Missgefühl als Konflikt zwischen einer überkommenen Rollenerwartung und ihrer Vorstellung von der Gestaltung der Berufsrolle interpretieren. Es deutet nichts darauf hin, dass sie deshalb die Teilnahme an öffentlichen Veranstaltungen verweigern wird. Die Konsequenzen des Modus der Unterscheidung sind hier 'kleiner': Gelassenheit im Umgang mit der Situation, Verständnis für die Perspektive der beteiligten Menschen und Klarheit und Bestimmtheit darin, trotz etwaiger 'Wechselfälle' und Kompromisse an der eigenen Interpretation der Berufsrolle festzuhalten.

Zusammenfassend erscheinen die drei Modi Verschmelzung/Diffusion, Abwehr und Unterscheidung mit deutlicher Positivbewertung des Modus Unterscheidung als zentraler Teil der Ergebnisse. Vor diesem Hintergrund wollen wir uns nun der im ersten Kapitel der Arbeit referierten Literatur zuwenden.

III.2. Diskussion und Interpretation der Ergebnisse

III.2.1. Die Ergebnisse und die Literatur zum Pfarrberuf

Die Ergebnisse der Untersuchung lassen es erstrebenswert erscheinen, im Pfarrberuf tätigen Menschen den Zugang zur Unterscheidung zwischen Person und Rolle zu ermöglichen. Es erscheint sinnvoll, diesen Modus zumindest zur Verfügung zu haben, um sich dann - für den Fall - bewusster und informierter in einen der anderen Modi begeben zu können. Dieses Kriterium ist gewissermaßen der Hintergrund, auf dem nun die anfangs dargestellte Literatur zu Problemen und Ressourcen des Pfarrberufs diskutiert wird.

Andreas von Heyl und Isolde Karle haben sehr unterschiedliche Zugänge zum Thema. Während Heyl seinen kritischen Blick hauptsächlich auf Strukturen und deren – meist negativen – Einfluss auf die in ihnen arbeitenden Menschen richtet, liegt die Verantwortung in Karles Ansatz ausschließlich bei den Pfarrerinnen und Pfarrern, die den Pfarrberuf als Profession wahrnehmen und ihre innere Einstellung dementsprechend anpassen sollen.

Laut Karle müssen sich die Personen verändern, laut Heyl die Rahmenbedingungen. Karles Ansatz hat einen konservativen, Struktur erhaltenden Impetus, Heyls einen progressiven, Struktur verändernden. Diesem Hintergrund entsprechend ist die jeweilige Darstellung von Problemen und Ressourcen des Pfarrberufs gefärbt. Karle neigt immer wieder zum Idealisieren und zum Übergehen von Problemen, Heyl zu starker Problemwahrnehmung. Der Vergleich der beiden Blicke auf das Strukturmerkmal Ortsgemeinde liefert dafür ein anschauliches Beispiel: Während Heyl ein eindrücklich negatives Bild von Geltungsdrang, Falschheit, Machtgerangel, und sozialer Kastration zeichnet³³⁷, spricht Karle davon, dass in der Ortsgemeinde exemplarisch für eine demokratische und aufgeklärte Gesellschaft Konflikte bearbeitet und Differenzen gepflegt würden³³⁸.

Es zeichnet sich schon ab, dass auf dem Hintergrund der Ergebnisse der durchgeführten Untersuchung ein Mittelweg zwischen diesen beiden Betrachtungsweisen angebracht ist. Doch an welchen Punkten entsprechen nun die Thesen von Heyl und Karle den Ergebnissen und wo nicht? Dem soll nun nachgegangen werden.

Heyl berührt mit seiner Diagnose der „Belastungspotentiale“ Rollenüberfrachtung, Erwartungshaltung und diffuses Berufsbild das Themenfeld der Untersuchungsergebnisse. Er sieht die Vielfalt unterschiedlicher Aufgaben, die zum Pfarrberuf gehören, als potentielle Überlastung. Aufgabenvielfalt trat nun in der Untersuchung weder explizit im manifesten Inhalt der Interviews noch implizit in der Feinstrukturanalyse der latenten Sinnstrukturen als Problem auf. Auch die Problematisierung einer Überfrachtung mit Rollen trifft nicht die Aussage der vorliegenden Ergebnisse. Vor deren Hintergrund müsste man eher feststellen: Solange die Rollen bewusst als solche wahrgenommen werden, sodass gestaltend und klärend mit ihnen umgegangen werden kann, gibt es besser mehrere als keine. In dieser Form kann das zur Verfügung Stehen auch mehrerer Rollen ein zunächst vielleicht diffuses Berufsbild ordnen und den Umgang mit einem komplexen Bündel unterschiedlicher Erwartungshaltungen erleichtern.

Ein Beispiel für Heyls Kritik an Strukturen ist seine Problematisierung der unregelmäßigen Arbeitszeit von Pfarrerinnen und Pfarrern. Diese Kritik taucht auch in unserer Untersuchung auf (I2). Nach Analyse der entsprechenden Textstelle erschien die Forderung nach einer Arbeitszeitbegrenzung als der Versuch, aus dem Modus der Abwehr

³³⁷ Heyl 2003, 188f.

³³⁸ Karle 2001, 245.

heraus über diese von außen zu setzende Grenze einen Puffer oder eine Abgrenzungshilfe zwischen Person und Rolle zu erlangen.

Tatsächlich scheint evident, dass die Rahmenbedingungen der Berufsausübung die Unterscheidung zwischen Person oder personalem System und Rolle erleichtern oder erschweren können. Nachdem das Erleben von Rollenverhalten und Rollenstress etwas sehr Individuelles ist, haben es unterschiedliche Personen unter den gleichen Rahmenbedingungen damit unterschiedlich leicht. Welche Rahmenbedingungen für eine sinnvolle Ausübung des Pfarrberufs unerlässlich und bei welchen Abweichungen und Kompromisse möglich sind, gilt es abzuwägen. Jedenfalls unterstreichen die Ergebnisse der gegenständlichen Untersuchung die Wichtigkeit, die Unterscheidung von Person und Rolle – auch durch Eingriff in Strukturen – für die betreffenden Personen möglichst zu fördern.

Ein von Heyl diagnostiziertes Belastungspotential spielte in Interviews und Auswertung überhaupt keine Rolle: das der unzureichenden Ausbildung. Laut Heyl würden Pfarrerinnen und Pfarrer für die ihnen begegnenden Aufgaben nicht entsprechend vorbereitet. Davon war im Lauf der vorliegenden Untersuchung nicht ein einziges Mal die Rede, mag es an der wesentlich besseren Ausbildung in Österreich, an der besonderen Kompetenz der interviewten Pfarrerinnen oder an der nicht ganz realitätsnahen Diagnose Heyls liegen.

Karles Analyse entspricht den Ergebnissen in ihrer Betonung der Bedeutung von Erwartungshaltungen, von vorgeformten Rollen und der Unterscheidung zwischen Person und Profession. Auch stärker ins Detail gehend zeigen sich Berührungspunkte: So thematisiert sie etwa die Bedeutung sozialer Anerkennung für das Funktionieren des 'package deal'³³⁹ und analysiert die Sonderstellung des Pfarrers, der Pfarrerin in der Gemeinde als eingebunden und gleichzeitig herausgehoben unseren Ergebnissen entsprechend.³⁴⁰ Bezeichnend ist, dass sie diese Stellung als gegeben und nicht zu ändern feststellt, ohne die damit vielleicht verbundenen Probleme zu sehen. Ähnlich verhält es sich mit ihrer Einschätzung des Hauptthemas unserer Ergebnisse, dem Verhältnis zwischen Person und Rolle. Im Zusammenhang ihrer Ausführungen zum 'package deal' und dem drohenden Burnout-Syndrom schreibt sie: „Wer in permanent negativer Abgrenzung lebt und arbeitet, wird innerlich genauso ausbrennen, wie diejenige, die glaubt, prinzipiell

³³⁹ Karle 2001, 279.

³⁴⁰ Karle 2001, 272.

unersetzbar zu sein.“³⁴¹ Das entspricht ungefähr den im Verlauf der Untersuchung erhobenen Modi der Verschmelzung/Diffusion und der Abwehr. Karle betont in Folge die Wichtigkeit einer „gesunden Distanz“³⁴² zur beruflichen Tätigkeit, worin sich der Modus der Unterscheidung wiederfinden lässt.

Mit der Erlangung und Wahrung dieser Distanz oder auch, in der Begrifflichkeit der Ergebnisdarstellung, mit der Erlangung der Fähigkeit zur Unterscheidung, wird der oder die Einzelne in Karles Konzept aber alleine gelassen. Mehr noch, das Interesse des System- und Strukturerhalts des Entwurfs scheint so stark zu sein, dass es blind macht für die Unterscheidung fördernder oder hindernde Faktoren. In Folge wird immer wieder Interpretationen der Typik des Pfarrberufs das Wort geredet, die der Forderung der „professionellen Unterscheidung von [...] Individualität und Beruf“³⁴³ zuwiderlaufen. So gehört es für Karle etwa ungefragt zu den professionstypischen Verhaltenszumutungen des Pfarrberufs, eine der Gemeinde zusagende christliche Lebensführung zu pflegen, um deren Vertrauen nicht zu erschüttern. Während also die Privatmeinung der Pfarrperson und ihre allzu persönlichen und spontanen Reaktionen in der professionellen Kommunikation nichts zu suchen haben – hier ist noble Selbstzurückhaltung geboten – gilt diese Forderung der Selbstzurücknahme nicht, wenn es darum geht, die eigene Lebensführung der Beurteilung durch die Klientel auszusetzen. Die Wahrnehmung von Professionalität und Rolle wird damit für die Betroffenen ausschließlich zu Pflicht und Aufgabe, nicht mehr zu Entlastung und Schutz. Nur in eine Richtung gilt für Karle die Trennung von Rolle und Person, nicht in die andere.

Die Kriterien dafür, was unter einer 'christlichen Lebensführung' zu verstehen sei, ändern sich nicht nur im Lauf der Zeit, wie Karle einräumt, sondern werden auch im Querschnitt der Gegenwart höchst unterschiedlich formuliert und empfunden. Karle setzt mit der Forderung, PfarrerInnen hätten eine solche Lebensführung unter den Augen der Gemeinde zu pflegen, diese in ihrer gesamten Person einem nicht konsensfähigen und höchst moralisierenden Diskurs aus, von dessen Ergebnis auch noch das Vertrauen der Gemeinde abhängig gemacht wird. Genau die Art von moralischer Kommunikation, vor der sie Pfarrerinnen und Pfarrer wegen ihrer Neigung zur Stagnation und ihrer Streitnähe warnt, wird damit zum integralen Bestandteil des Systems, in dem der Pfarrberuf ausgeübt wird. Wieder gilt eine Aufforderung – diesmal die, eine ethische Orientierung an die Stelle moralischer Kommunikation zu setzen – nur in eine Richtung: als Verpflichtung der

³⁴¹ Karle 2001, 280.

³⁴² Karle 2001, 281.

³⁴³ Karle 2001, 328.

Pfarrerinnen und Pfarrer, ohne dass diese auch in den Genuss der Boni des Prinzips kämen. Abgesehen von der Schieflage, die sich damit innerhalb der von Karle formulierten Thesen auftut, stellt sich die Frage, ob unter solchen Bedingungen die Forderung einer 'gesunden Distanz' zwischen Amt und Person noch erfüllbar ist.

Diese Probleme wären relativ einfach und ohne Einbußen durch eine stärkere Trennung des Berufs- und Privatheitssystems (etwa über eine Auflockerung der Residenzpflicht) zu bearbeiten. Ohne Einbußen, weil die in der Tat wesentlichen Verhaltenserwartungen der Erreichbarkeit, der Verlässlichkeit und der Vertrauenswürdigkeit dadurch nicht gefährdet würden.

Ein weiterer Punkt setzt die Ergebnisse in ein kritisches Verhältnis zu Karles Thesen und verdeutlicht die Anspruchshaltung, die Pfarrerinnen und Pfarrern aus ihren Konzept entgegen schlägt. Im Zuge der Analyse des Interviewmaterials wurde eine Art Selbstverwirklichungsverbot sichtbar, dass in den die Pfarrerinnen umgebenden Strukturen latent kommuniziert und reproduziert wird: Ihr Interesse, an ihrem Beruf Freude zu haben und ihre Fähigkeiten zu erproben und zu entwickeln, ist eigentlich nicht legitim, sie 'sind schließlich für andere da'. Es hat sich gezeigt, wie dieses Selbstverwirklichungsverbot in Person-Rollen-Konflikte sowie in seiner abgewandelten Form des Verbots der Selbstdarstellung in Intra-Rollen-Konflikte führen kann. Karle thematisiert dieses Verbot nun auch, allerdings indem sie es aufstellt: Pfarrerinnen und Pfarrer hätten ihre Autonomie „zum Wohle der Kirche und nicht für ihre Selbstverwirklichungsbedürfnisse“³⁴⁴ einzusetzen, alles andere wäre Missbrauch. Vor dem Hintergrund der Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung scheint diese Feststellung nicht sachgemäß.

Es scheint also unsinnig, die Verantwortung für die Unterscheidung von Person und Rolle Einzelpersonen anzulasten, ohne die Wechselwirkungen beruflicher Rahmenbedingungen mit diesem Vorgang zu bedenken (oder gar Rahmenbedingungen festzuschreiben, die den Unterscheidungsvorgang schwierig gestalten). Gleichzeitig kann keine noch so fruchtbare strukturelle Veränderung wie Heyl sie fordert garantieren, dass ein solcher Unterscheidungsvorgang im Inneren einer Person in Gang gesetzt wird. Die innere Haltung und Einstellung ist der Ort, wo das Verhältnis zwischen Person und Rolle ausgehandelt

³⁴⁴ Karle 2001, 275.

wird. Das Bemühen um Strukturen, die diesem Unterscheidungsvorgang zumindest nicht zuwider laufen, scheint jedoch legitim.³⁴⁵

Die Förderung einer sowohl für die Person als auch für die Erfüllung der Rolle fruchtbaren Unterscheidung muss also, so scheint es nach der Diskussion der Ergebnisse im Rahmen der Literatur, beides beinhalten, das Ansetzen bei der Einzelperson und die Berücksichtigung von Strukturen.

Im theoretischen Teil wurde festgestellt, dass in einem universitären Seminar die motivierende und klärende Wirkung der Arbeit an **Rollenbildern** festgestellt wurde. Hier weitergedacht lässt sich vermuten, dass selbiges auch dem Einüben des Unterscheidungsvorgangs zwischen Person und Rolle dienlich sein könnte. Die theoretische Beschäftigung mit bestehenden Rollenbildern und –erwartungen, mit Vorschlägen zu Neuentwürfen und das Konstruieren eigener Bilder bei Bewusstheit über bestehende Erwartungen müsste ungewollte und unreflektierte Verschmelzung mit oder Abwehr der Rolle verhindern und Unterscheidung und aktive Gestaltung der Rolle fördern helfen. Karles Bemerkung, Rollenbilder wie das von Josuttis³⁴⁶ könnten höchstens „verunsicherte Pfarrerinnen und Pfarrer[...] ermutigen und ihrem Amt neuen Glanz und exotische Faszination verleihen“³⁴⁷, könnte dann ganz unsarkastisch ernst genommen werden.

Die Beschäftigung mit der Theorie der sozialen Rolle und mit unterschiedlichen Rollenbildern in der universitären (siehe das erwähnte Seminar) und kirchlichen Aus- und Fortbildung zu berücksichtigen, wäre also ein Vorschlag, der nicht bei Strukturen, sondern beim Individuum ansetzt, um einen fruchtbaren Umgang mit der Berufsrolle zu fördern.

Die Ergebnisse bekräftigen also die Positivbewertung einer Arbeit an und mit Rollenbildern. Die inhaltliche Ausgestaltung dieser Rollenbilder ist in den Ergebnissen der Untersuchung dagegen nicht thematisiert. Weder das Rollenbild einer Mystagogin noch das einer Rabbinerin oder Therapeutin wurde im Zuge der Untersuchung erhoben. Die Erhebung von Rollenbildern, die Pfarrerinnen und Pfarrer von ihrem Beruf haben und ihre Konfrontation mit in der Literatur zu findenden Rollenbildern ist also nicht Gegenstand der vorliegenden Untersuchung. Dieser Themenbereich könnte in einer Anschlussarbeit erforscht werden.

³⁴⁵ ...und sollte nicht als „Anspruchsindividualismus“ abgetan werden; vgl. Karle 2001, 287.

³⁴⁶ Siehe oben Abschnitt I.1.2.

³⁴⁷ Karle 2001, 318.

In einem Punkt können die Ergebnisse der Untersuchung die im ersten Kapitel der Arbeit vorgestellte Literatur zu Rollenbildern der Pfarrerin und des Pfarrers korrigieren: Während die jeweiligen Verfasser sich auf Rollenbilder festlegen, ist im Anschluss an die Ergebnisse eher Rollenflexibilität oder die Fähigkeit zum Rollenwechsel angezeigt. Ziel wäre dann also nicht, ein einzelnes Rollenbild für sich zu wählen, sondern mehrere unterscheiden zu können und zur Verfügung zu haben.

III.2.2. Die Ergebnisse und die Literatur zur Pfarrerin

Der durchgeführten Untersuchung wurde ein konstruktivistischer Blick auf die Geschlechterdifferenz zu Grunde gelegt, der nicht von einem 'so-sein' von Frauen ausgeht und vermeintlich frauentypische Konflikte wie etwa im Umgang mit Macht oder Leitungsaufgaben voraussetzt. Diesen Raum ausnutzend sind auch die Ergebnisse vielfältig und stützen nicht die gängigen Klischees. Die Analyse des Materials in geschlechtlich gemischten Gruppen erbrachte also keine geschlechtsspezifischen Ergebnisse. Zu beachten gilt, dass keine Vergleichsstudie mit männlichen Pfarrern durchgeführt wurde. Die Ergebnisse der Studie können also nur mit Theorien und nicht mit empirischen Daten verglichen werden.

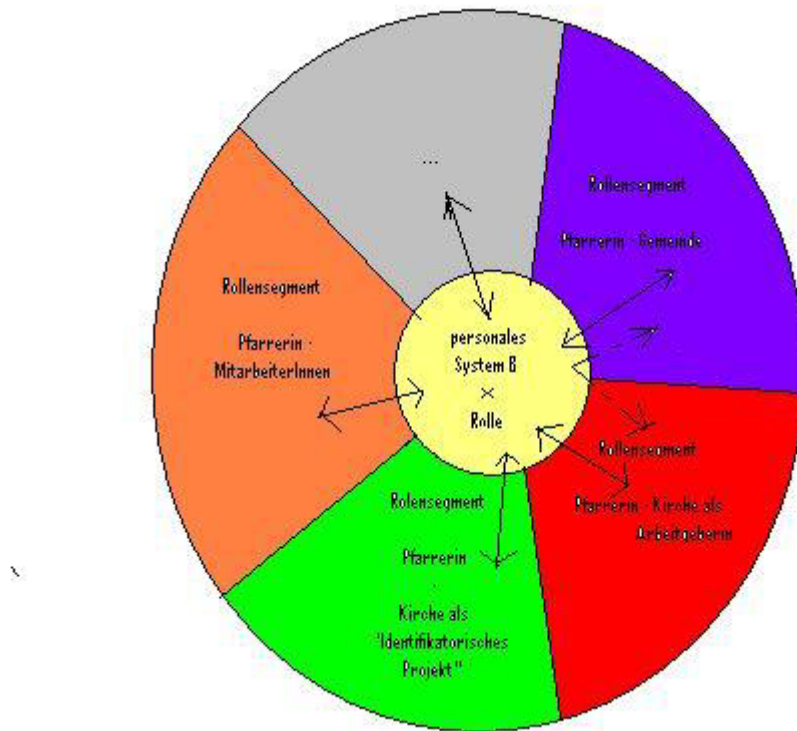
Ein Inter-Rollen-Konflikt zwischen der sozialen Rolle Frau und der sozialen Rolle PfarrerIn konnte nicht erhoben werden. Im Gegenteil, in den erhobenen Rollenkonflikten tauchen eher die Befragten als TrägerInnen der im konstruierten Code als 'männlich' geltenden Eigenschaften (Wille zur Selbstdarstellung und Selbstverwirklichung, Sachbezogenheit, Wille zur aktiven Mitgestaltung der Gesellschaft anstelle von Rückzug auf den häuslichen Bereich...) auf. Diese Eigenschaften können in Konflikt mit Erwartungen treten, die mit der Berufsrolle assoziiert sind und eher Eigenschaften entsprechen, die immer wider als 'weiblich' codiert werden (altruistisch, helfend, dienend sein; sich selbst und seine Zeit zur Verfügung stellen; Aufopferungsbereitschaft). Es bietet sich also ein den herkömmlichen Codes widersprechendes Bild: Folgt man zu Experimentierzwecken den konstruierten Codes der Geschlechterdifferenz, legen die durchgängig weiblichen Befragten als 'männlich' qualifizierte Wünsche und Eigenschaften an den Tag. Die über Jahrhunderte offiziell nur von Männern wahrgenommene

pfarramtliche Berufsrolle dagegen scheint durchaus mit als 'weiblich' qualifizierten Merkmalen assoziiert zu werden.

Offen bleibt freilich, ob die solcherart qualifizierten Rollenerwartungen den Befragten besonders stark zugetragen werden, weil sie als Trägerinnen nicht nur der Berufsrolle 'PfarrerIn', sondern auch der Geschlechterrolle 'Frau' identifiziert werden. Diese Frage könnte eine weitere Untersuchung anregen. Es würde sich aufgrund der zentralen Bedeutung latenter Strukturen und Zuschreibungen für den Themenbereich wieder eine qualitative Forschungsstrategie anbieten; nachdem Zuschreibungen und Rollenerwartungen oft in Form mündlicher Kommunikation verhandelt wäre die Durchführung qualitativer Interviews geeignet. Lediglich das Sample der zu Befragenden sollte im Gegensatz zur vorliegenden Untersuchung nicht ausschließlich Pfarrerinnen, sondern auch Mitglieder ihrer Bezugsgruppen beinhalten.

III.3. Schlussfolgerungen und Ausblick

In zusammenfassender Darstellung der Ergebnisse der gegenständlichen Untersuchung erscheinen die erhobenen Teilbereiche des untersuchten Systems als konzentrische Kreise: Im innersten Kreis wird das Verhältnis zwischen dem personalen System der PfarrerIn und ihrer Berufsrolle verhandelt. In einem diesen umgebenden größeren Kreis befinden sich die unterschiedlichen Rollensegmente, in denen die PfarrerIn zu tun hat. Die Dynamik dieser Segmente wird davon beeinflusst, wie sich die Person gerade zu ihrer Rolle ins Verhältnis setzt. Umgekehrt beeinflussen die Strukturen in den unterschiedlichen Rollensegmenten sowie Erlebnisse und Erfahrungen, die die Person dort macht, die Art und Weise, wie sich ihr weiteres Verhältnis zu ihrer Rolle ausgestalten wird. Über den Umweg ihres Einflusses auf das Verhältnis Person-Rolle (vielleicht auch direkt, aber das ist kein Ergebnis der Untersuchung) wirken die Rollensegmente aufeinander ein.



Personales System, Rolle und Rollensegmente in den Untersuchungsergebnissen

Die Ergebnisse legen eine Positivbewertung des Modus der Unterscheidung nahe. Je mehr Klarheit und Unterscheidungsfähigkeit im Umgang mit der Rolle, so lassen sich die Ergebnisse zusammenfassen, desto...

- ... mehr Verständnis für das Verhalten der beteiligten AkteurInnen,
- ... weniger Gefühl des Ausgeliefert seins, des Sachzwangs, der Resignation,
- ... distanzierter und konstruktiver (weil entspannter und andere Perspektiven wahrnehmend) der Blick auf Probleme,
- ... mehr Glaube an die Dynamik und Veränderungsfähigkeit von Strukturen und Systemen und die eigene Wirksamkeit diesbezüglich,
- ... mehr Humor und Gelassenheit im Umgang mit Gegebenheiten, die als momentan nicht zu verändern eingestuft werden.

Es geht im Sinne der Ergebnisse darum, den Modus der Unterscheidung verfügbar zu machen und den betreffenden Personen damit zu ermöglichen, sich informierter und

bewusster auch auf andere Modi einzulassen. Auch dafür, einmal mit der Rolle zu verschmelzen oder sie abzuwehren, mag es durchaus Anlässe geben.

Es wäre also ein bewusster Umgang mit der Rolle wünschenswert, zu dem eine Art '*Rollenhygiene*' beitragen könnte. Diese könnte die schon erwähnte Beschäftigung mit Rollentheorien und Rollenbildern beinhalten, aber auch Kommunikation und Austausch mit anderen RollenträgerInnen, um dem in den Analysen immer wieder auftauchenden Motiv der Isolation und der Sachzwang-Logik entgegen zu wirken. Weiters wäre im Zuge einer '*Rollenhygiene*' darüber nachzudenken, in welcher Form man durch das flexible Umgehen mit Strukturen und Rahmenbedingungen Pfarrerinnen und Pfarrern mit unterschiedlicher Persönlichkeitsstruktur den verantwortlichen Umgang mit der Rolle ermöglichen und erleichtern könnte.

Erst festzustellen und eventuell in einer Anschlussarbeit zu untersuchen wäre die Übertragbarkeit von praxisorientierten Rollenkonzepten auf den hier untersuchten Bereich. Vor allem in Dienstleistungsbetrieben macht man sich die Vorteile des bewussten Umgangs mit Rollen zu Nutze, indem man zuvor theoretisch entwickelte Konzepte der Rollenorganisation einführt.³⁴⁸ Ob ein Transfer entsprechender Modelle auf den Bereich des Pfarrberufs sinnvoll sein könnte, bleibt zu klären.

³⁴⁸ Vgl. Nonnenmacher 2007.

LITERATUR

Baumgartner Isidor, Pastoralpsychologie. Einführung in die Praxis heilender Seelsorge, Düsseldorf: Patmos 1997.

Bollnow Otto Friedrich, Zur Frage nach der Objektivität der Geisteswissenschaften, in: Oppolzer Siegfried (Hg.), Denkformen und Forschungsmethoden der Erziehungswissenschaft, Bd.1: Hermeneutik, Phänomenologie, Dialektik, Methodenkritik, München: Ehrenwirth 1966.

Chodorow Nancy, Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter, München: Frauenoffensive 1985.

Dahrendorf Ralf, Homo Sociologicus. Ein Versuch zur Geschichte, Bedeutung und Kritik der Kategorie der sozialen Rolle, Wiesbaden: VS/GWV 2006 (1. Auflage 1959).

Diotima: Philosophinnengruppe aus Verona (Hg.), Der Mensch ist zwei. Das Denken der Geschlechterdifferenz, Wien: Frauenverlag 1993 (1. Auflage 1989).

Enzner-Probst Brigitte, Pfarrerin. Als Frau in einem Männerberuf, Stuttgart u.a.: Kohlhammer 1995.

Fast Irene, Von der Einheit zur Differenz, Berlin u.a.: Springer 1991.

Froschauer Ulrike/Lueger Manfred, Das qualitative Interview, Wien: Facultas 2003.

Froschauer Ulrike/Lueger Manfred, Interpretative Sozialforschung: Der Prozess, Wien: Facultas 2009.

Glaser Barney/Strauss Anselm, Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung, Bern u.a.: Huber 1998.

Grethlein Christian, Zwischen „Führer“ ins Heilige und „intellektuellem Amt“. Pfarrersein heute, in: Deutsches Pfarrerblatt 1/99 (1999), 10-13.

Grözinger Albrecht, Die Kirche – ist sie noch zu retten? Anstiftungen für das Christentum in postmoderner Gesellschaft, Gütersloh: Kaiser 1998.

Heine Susanne, Frauenbilder – Menschenrechte. Theologische Beiträge zur feministischen Anthropologie (Mensch – Natur – Technik Bd. 11), Hannover: LVH 2000.

Heine Susanne, Grundlagen der Religionspsychologie. Modelle und Methoden, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht u.a. 2005.

Heyl Andreas von, Zwischen Burnout und spiritueller Erneuerung. Studien zum Beruf des evangelischen Pfarrers und der evangelischen Pfarrerin, Frankfurt/Main u.a.: Lang 2003.

Horney Karen, Die Psychologie der Frau, Frankfurt/Main: Fischer 1984.

Josuttis Manfred, Die Einführung in das Leben. Pastoraltheologie zwischen Phänomenologie und Spiritualität, Gütersloh: Kaiser 1996.

Karle Isolde, Der Pfarrberuf als Profession. Eine Berufstheorie im Kontext der modernen Gesellschaft, Gütersloh: Kaiser 2001.

Lamnek Siegfried, Qualitative Sozialforschung, Basel: Beltz 2005 (1. Auflage 1988) .

Libreria delle donne di Milano (Hg.), Wie weibliche Freiheit entsteht, Berlin: Orlanda 1991 (1. Auflage 1988).

Lueger Manfred, Grundlagen qualitativer Feldforschung. Methodologie, Organisierung, Materialanalyse, Wien: WUV 2000.

Lueger Manfred, Auf den Spuren der sozialen Welt. Methodologie und Organisierung interpretativer Sozialforschung, Frankfurt/Main u.a.: Lang 2001.

Lueger Manfred, Interpretative Sozialforschung: Die Methoden, Wien: Facultas 2010.

Luhmann Niklas, Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1993 (1. Auflage 1987).

Mead George Herbert, Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1978 (1. Auflage engl. 1934).

Morgenthaler Christoph, Systemische Seelsorge. Impulse der Familien- und Systemtherapie für die kirchliche Praxis, Stuttgart: Kohlhammer 2000.

Nonnenmacher Dirk, Organisation von Dienstleistungsprozessen. Rollen als Grundlage der Organisationsgestaltung (Planung, Organisation und Unternehmensführung Bd. 117), Köln: Lohmar 2007.

Parsons Talcott, The Social System, London: Routledge 1991 (1. Auflage 1951).

Sauter Gerhard, Die Berufsrolle des Pfarrers im Widerstreit von Amtsautorität und persönlicher Qualifikation, in: Deutsches Pfarrerblatt 15+16/69 (1969), 469-477.

Wagner-Rau Ulrike, Zwischen Vaterwelt und Feminismus. Eine Studie zur pastoralen Identität von Frauen, Gütersloh: Mohn 1992.

ANHANG

Abstract

Bei dieser Arbeit handelt es sich um die Dokumentation einer Analyse sozialer Systeme mittels qualitativer Interviews. Untersuchungsgegenstand ist das soziale Feld, in dem sich evangelische Pfarrerinnen in Österreich bewegen. Die Untersuchung wurde der Methode entsprechend mit einer möglichst offenen Fragestellung begonnen. Im Lauf des Auswertungsprozesses ergab sich ein Schwerpunkt auf die Themenbereiche soziale Rolle, Rollenstress und Verhältnis Personales System-Soziale Rolle.

Die Arbeit behandelt zunächst in einem „Theoretischen Teil“ aktuelle Literatur zum Pfarrberuf im Allgemeinen und zu Frauen im Pfarrberuf im Besonderen, um ins Thema einzuführen und eine Einbettung der Ergebnisse in die aktuelle Diskussion zu ermöglichen. Es folgt der „Empirische Teil – Voraussetzungen“, in dem in die Grundlagen qualitativer Forschung und in die Theorie der sozialen Rolle eingeführt und das Forschungsdesign der durchgeführten Untersuchung vorgestellt wird. Der „Empirische Teil – Ergebnisse“ stellt die Ergebnisse der Untersuchung dar und veranschaulicht sie anhand von Interviewpassagen und Zitaten aus den Gruppen, die die Interviews ausgewertet haben.

Die Untersuchung hat ergeben, dass die soziale Rolle „Pfarrerin“ und mit ihr verbundene Erwartungshaltungen im Alltag der Befragten von großer Bedeutung sind. Es ließen sich drei verschiedene Formen, Modi genannt, erheben, wie die Befragten sich zu ihrer sozialen Rolle ins Verhältnis setzen: Verschmelzung/Diffusion, Abwehr und Unterscheidung. Die Erhebung dieser Modi und die deutlichen positiven Auswirkungen des Modus Unterscheidung sind das zentrale Ergebnis der Untersuchung, weswegen die Diskussion der Ergebnisse in Konfrontation mit der im Eingangsteil der Arbeit behandelten Literatur besonders darauf Bezug nimmt und auch das letzte Kapitel „Schlussfolgerungen und Ausblick“ besonders danach fragt, wie der Modus der Unterscheidung zwischen personalem System und Rolle verfügbar gemacht werden kann.

Lebenslauf

Persönliche Daten

Geboren am 15. Jänner 1983 in Wien, evangelisch A.B., wohnhaft in Wien Währing, ledig.
Geschwister: Florian geb. 1981, Nora geb. 1984, Martina geb. 1987.

Eltern: Andrea Alder geb. 1959, Diplomierte Gesundheits- und Krankenschwester und Magistra der Pflegewissenschaften; Robert Alder geb. 1954, Diplomierter Sozialarbeiter und Magister der Volkswirtschaft, EU-Beamter in der Entwicklungszusammenarbeit in Brüssel bzw. Angola; geschieden seit 1995.

Bildungslaufbahn

- 2001 Reifeprüfung am Bundesrealgymnasium Wien XIV
(neusprachlicher Zweig), mit ausgezeichnetem Erfolg
Seit dem Wintersemester 2001 Diplomstudium Evangelische
Fachtheologie an der Universität Wien
- 2005 Erste Diplomprüfung Evangelische Fachtheologie mit Auszeichnung
- 2005/6 11monatiger Auslandsaufenthalt mit Erasmus – Stipendium in Berlin
- 2007 seit März Besuch des Universitätslehrgangs Psychotherapeutisches
Propädeutikum

Berufliche Erfahrungen und ehrenamtliche Tätigkeiten

Berufliche Tätigkeiten, Ferialtätigkeiten und Praktika:

- 1999+2000 jeweils 1 Monat im Freibad Purkersdorf
- 2001 2 Monate als Abteilungshelferin einer geriatrischen Pflegestation
(Haus Schönbrunn der Caritas)
- 2002 1 Monat bei der Bäckereienkette Anker (Verkauf)
- 2003 1 Monat als Praktikantin in einer Wohngruppe für schwerst-
mehrfach behinderte Kinder (Kinderheim Am Himmel der Caritas)
- 2006 dreimonatiges Praktikum bei der Beratungsstelle Lesbenberatung e.v. Berlin
- seit Oktober Studienassistentin am Institut für Praktische Theologie und
Religionspsychologie
- 2007 einmonatiges Gemeindepraktikum bei Pfarrerin Dr. Ines Knoll (Wien,
Innere Stadt)

2008 seit Oktober Mitarbeit beim Verein „Jung und Alt - Generationen im Dialog“ (Begleitbeziehungen für alte Menschen und Menschen mit Behinderung)

Sonstiges:

2003-2004 zweimal wöchentlich Assistenz Tätigkeit und Betreuung bei einem Jugendlichen mit geistiger Behinderung

2003-2005 Mandatarin der Fakultätsvertretung Evangelische Theologie

seit 1997 Kinder- und Jugendarbeit (Freizeiten, Betreuung von Kreisen etc.)